

Ausgabe 4 | 2016

Direktorenwechsel

Auf Hansueli Mösle folgt
Daniel Höchli. Interview ab Seite 38

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



Kunst als Therapie

Malen, Musizieren, kreatives Schaffen öffnen neue Welten



25 Jahre IHR!

www.ihr.ch

Besuchen Sie unseren neuen Internetauftritt

25 Jahre Beratungskompetenz mit Fachpersonen aus der Praxis sowie modernen Methoden und Hilfsmitteln



IHR Hug & Partner GmbH

Analyse • Beratung • Bildung • Coaching • IHR ABC in der Pflege

Im Hubel 10

CH-6020 Emmenbrücke

Tel +41 (0)41 282 08 55

Fax +41 (0)41 282 08 56

auhug@ihr.ch

www.ihr.ch

Mit Partnernetzwerken in
Deutschland, Österreich
und in der Slowakei



Das Leben unbeschwert
genießen. Dank
Sicherheit auf
Knopfdruck.



SmartLife Care Mini
der diskrete Begleiter
mit GPS-Modul



SmartLife Care Genius
der geniale Mitbewohner
für massgeschneiderte
Sicherheit

Mit Swisscom SmartLife Care ist Hilfe
sofort zur Stelle, wenn Sie sie brauchen.

Egal ob zu Hause oder unterwegs: Dank diesem smarten Duo fühlen Sie sich rundum sicher. Bei Bedarf werden Sie auf Knopfdruck mit einer persönlichen Kontaktperson oder unserer Telefonzentrale verbunden. Über die integrierte Freisprechanlage können Sie Ihre Situation schildern und erhalten schnelle Hilfe nach Mass – schliesslich ist nicht jeder Fall gleich ein Notfall.

Weitere Informationen erhalten Sie unter
der Gratis-Hotline 0800 84 37 27 und unter
www.swisscom.ch/smartlifecare

«Kunsttherapie kann einen Menschen nicht zum Künstler machen. Aber sie kann den Menschen näher zu sich bringen.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

Warum singt der Mensch? Warum tanzt er? Warum zeichnet und malt er? Warum schreibt er?

Die einfachste Antwort auf all diese Fragen: Weil er es kann. Natürlich ist die Sache komplizierter. Der Mensch muss nicht unbedingt singen, tanzen und zeichnen, um durchs Leben zu kommen. Er tut es trotzdem. Deshalb kann man auf das Warum auch antworten: Weil es ihn bereichert.

Und warum bereichert es ihn? Weil er damit zu sich selbst kommt. Er erfährt etwas von sich, seinen Empfindungen, seinen Gefühlen, seinen Stimmungen – kurz: von seiner ganz eigenen Art, seiner Eigenart.

Die Fachzeitschrift hat die Kunst als Therapie zum Schwerpunktthema der April-Ausgabe gemacht. Wir haben einem Chor zugehört, in dem Menschen mit Sprachverlust nach einem Schlaganfall miteinander singen (Seite 12). Wir waren bei einer Tanzcompany, bei der auch Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen professionell mittanzen (Seite 32). Und wir haben erfahren, dass sich Frühchen in ihren allerersten Lebenswochen von Musik beruhigen lassen (Seite 34).

Es ist faszinierend: Der Mensch braucht gerade dann etwas scheinbar Verzichtbares, wenn er verletzt, unsicher, infrage gestellt ist. In vielen Heimen und Institutionen, wo Menschen mit Beeinträchtigungen und Einschränkungen leben, gehören die Kunsttherapeutinnen und -therapeuten heute zum Betreuungspersonal: Musizieren, Malen, Tanzen – diese Erkenntnis hat sich durchgesetzt – stärken das Selbstwertgefühl des Einzelnen. Aber Musizieren, Malen, Tanzen verbinden die Menschen auch untereinander.

Man nennt diese Aktivitäten in den Institutionen zwar Kunsttherapie, weil Malen, Musizieren und Tanzen landläufig mit Hochkultur in Verbindung gebracht werden. Aber es ist nicht das Ziel der Kunsttherapie, in den Heimen und Institutionen Kunst zu schaffen. Im besten Fall kann Kunst entstehen. Aber es ist selten.

Die Kunsthistorikerin und Spezialistin für die sogenannte Outsider Art, Monika Jagfeld, erklärt im Interview, wann etwas Kunst wird, das Menschen mit Einschränkungen ausserhalb des Kunstbetriebs schaffen (Seite 20). Andererseits erklärt die Maltherapeutin Bettina Egger, wie man Menschen anleiten kann, sich malend auszudrücken, auch wenn sie überzeugt sind, ihnen fehle dazu jegliches Talent (Seite 6). Was kann Kunsttherapie? Sie kann einen Menschen nicht zum Künstler machen. Aber sie kann jeden Menschen näher zu sich bringen. Das stärkt die (Selbst-)Heilungskräfte und macht Mut. So gesehen legen wir Ihnen mit dem April-Heft eine wunderbar optimistische Frühlingausgabe vor. ●

Neu, nouveau



Fachzeitschrift Curaviva
Revue spécialisée Curaviva

App

HfH Zertifikatslehrgänge

CAS Heilpädagogische Institutionen leiten und entwickeln

Dauer: Juni 2016 bis Oktober 2017
Anmeldeschluss: 15. April 2016

CAS Älter werden mit Behinderung

Dauer: November 2016–Juli 2018
Infoveranstaltungen: 20. April, 30. Juni,
24. August 2016, jeweils 18-19 Uhr
Anmeldeschluss: 15. September 2016

Programm und Anmeldung:
www.hfh.ch/cas, wfd@hfh.ch

HfH

Interkantonale Hochschule
für Heilpädagogik

Schaffhauserstrasse 239
Postfach 5850
CH-8050 Zürich
www.hfh.ch



Heute starten –
morgen führen.

Sie wollen im Gesundheitswesen eine Führungsposition wahrnehmen? Unsere stufengerechten Ausbildungen bereiten Sie sorgfältig und ganzheitlich darauf vor. Erweitern Sie mit einem anerkannten Abschluss Ihre Handlungskompetenz im persönlichen, sozialen und managementbezogenen Bereich.

wittlin stauffer
Unternehmensberatung und Managementausbildung
Schmelzbergstrasse 55
8044 Zürich

Telefon 044 262 12 86
info@wittlin-stauffer.ch
www.wittlin-stauffer.ch

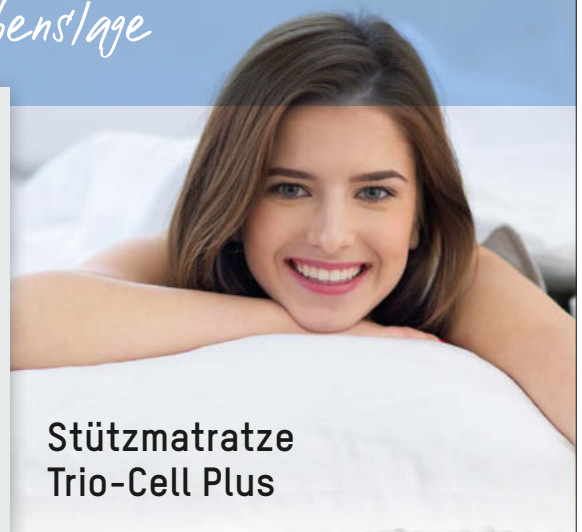
wittlin stauffer



Optimaler Liegekomfort in jeder Lebenslage



Viscoline-Kern mit Querkavernen, Oberfläche EMC®-Kaltschaum.
Kernschonbezug verschweisst, Randzonenverstärkung.
Grösse 90/95 x 190/210 cm, Höhe 14 cm. Hülle Nässeschutz PU
oder Doppeljersey gesteppt.



Stützmatratze Trio-Cell Plus

Die «Trio-Cell Plus»-Matratze bietet optimalen Liegekomfort, hohe Stützkraft und wohltuende Druckentlastung. Die zwei unterschiedlichen Liegehärten sind ideal für die Dekubitusprophylaxe.

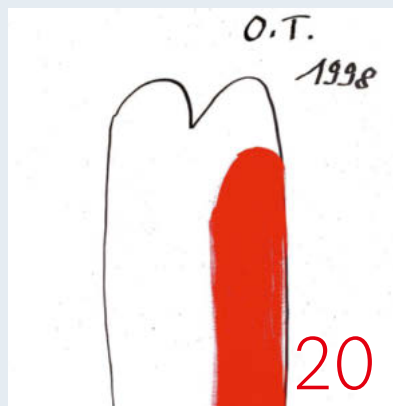
Kyburz Bettwarenfabrik AG

Bernstrasse 19 | 3122 Kehrsatz | Telefon 031 961 15 25 | info@kyburz-bfb.ch

www.kyburz-bfb.ch



6



20



38

Inhaltsverzeichnis

Kunst als Therapie

Bettina Egger über Maltherapien

Malen können alle, sagt die Maltherapeutin Bettina Egger. Doch bei vielen Menschen gebe es eine Hemmschwelle.

6

Singen, wenn Reden nicht mehr geht

Im Aphasiechor von Doris Mäder finden Menschen nach Schlaganfällen wieder eine Sprache.

12

Reisen in die Vergangenheit

Nathalie Streit bringt Menschen mit demenziellen Krankheiten zum Erzählen – mit Fotografien, welche die Welt von gestern zeigen.

16

«Kunst braucht keine Anleitung»

Es gibt grossartige Kunst, die in Anstalten und Institutionen entsteht. Sie ist aber nicht auf Kunsttherapie angewiesen. Warum nicht? Die Fachfrau Monika Jagfeld erklärt.

20

Trommeln mit Gefühl

Trommeln ist gut für das Wohlbefinden. Man kann Aggressionen abbauen, lernt aber auch die feine Art des Draufhauens. Vor allem junge Menschen sprechen darauf an.

25

Kreativität von tief innen

Menschen mit Demenz sind kreativ. Doch ihre Kreativität ist verschüttet. Wird sie freigelegt, kann Erstaunliches passieren.

29

Tanzen mit dem Rollstuhl

Die britische «Candoco Dance Company» besteht aus ausgebildeten Tänzerinnen und Tänzern – mit und ohne Behinderung.

32

Musik im Wochenbett

Musik beruhigt. Sogar Babys, die viel zu früh auf die Welt gekommen sind, reagieren auf Wohlklänge.

34

Verband Curaviva Schweiz

Hansueli Mösle geht

Nach fast 18 Jahren geht Hansueli Mösle als Direktor des Verbands Curaviva Schweiz in Pension. Sein Blick zurück.

38

Daniel Höchli kommt

Nachfolger von Hansueli Mösle bei Curaviva Schweiz ist Daniel Höchli. Er hat konkrete Vorstellungen, wo er anpacken will.

41

Der Dank des Präsidenten

Curaviva-Schweiz-Präsident Ignazio Cassis würdigt die Arbeit von Direktor Hansueli Mösle – und begrüsst den neuen Chef.

44

Alter

Dem Dekubitus vorbeugen

Dekubitus ist ein bekanntes Problem in Pflegeheimen. Das richtige Material und moderne Technik in Spezialmatratzen können vorbeugen.

45

Journal

Lohrs Legislatur

47

Kolumne

48

Kurznachrichten

48

Stelleninserate

31

Titelbild: Kritzelknäuel eines Kleinkindes. Die Maltherapeutin Bettina Egger hat untersucht, wie Menschen vom frühesten Kindes- bis ins höchste Alter Gefühle mit Pinsel und Farbe ausdrücken.

Foto: Aus dem Buch «Urformen des Malens» von Bettina Egger

Impressum

Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2016, 87. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Ringier Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Susanne Weber • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058



Malen tut gut: Kindern, Erwachsenen, alten Menschen mit und ohne Beeinträchtigung

«Es braucht einen Spielzugang, keinen Therapiezugang»

Vor 50 Jahren begann Bettina Egger*, mit Kindern Urformen zu malen. Heute bildet sie in ihrem Institut Therapeutinnen und Therapeuten aus, die in Malateliers auch Menschen mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen begleiten. Egger ist überzeugt: «Beim Malen geht es allen gleich.»

Interview: Beat Leuenberger

Frau Egger, für wen eignet sich Ihre Maltherapie?

Bettina Egger: Für alle – für Kinder, aber auch für Erwachsene mit und ohne Behinderung und für alte Menschen mit kognitiven Einschränkungen. Mit Kindern habe ich 1965 angefangen zu arbeiten.

Mit sozial auffälligen Kindern?

Nein, vor 50 Jahren gab es noch keine «sozial auffälligen Kinder» – jedenfalls gebrauchte man diesen Begriff nicht. Man



* **Bettina Egger**, Dr. phil., Buchautorin, gründete 1978 das Institut für Humanistische Kunsttherapie in Zürich (www.kunsttherapie.ch), wo sie bis heute Maltherapeutinnen und -therapeuten ausbildet. In Zürich hat sie auch ein Malatelier aufgebaut, das heute ihr Nachfolger, Urs Hartmann, leitet. Bettina Egger studierte in New York Psychologie und machte eine Ausbildung in Gestalttherapie.

sagte: «Das Kind ist ein bisschen schwierig, macht den Eltern Sorgen», und schickte es ins Malen.

Was hiess es in dieser Zeit, wenn die Eltern Sorgen hatten mit einem Kind?

Es war die Zeit, als POS ins Spiel kam, das Psycho-Organische Syndrom. Ich hatte etliche POS-Kinder in meinen Malgruppen. Das war aber nie ein Problem. Die Kinder integrierten sich schnell und wurden von der ruhigen, strukturierten und doch freien Atmosphäre im Malatelier mitgezogen.

Wie sind Sie mit ihnen umgegangen?

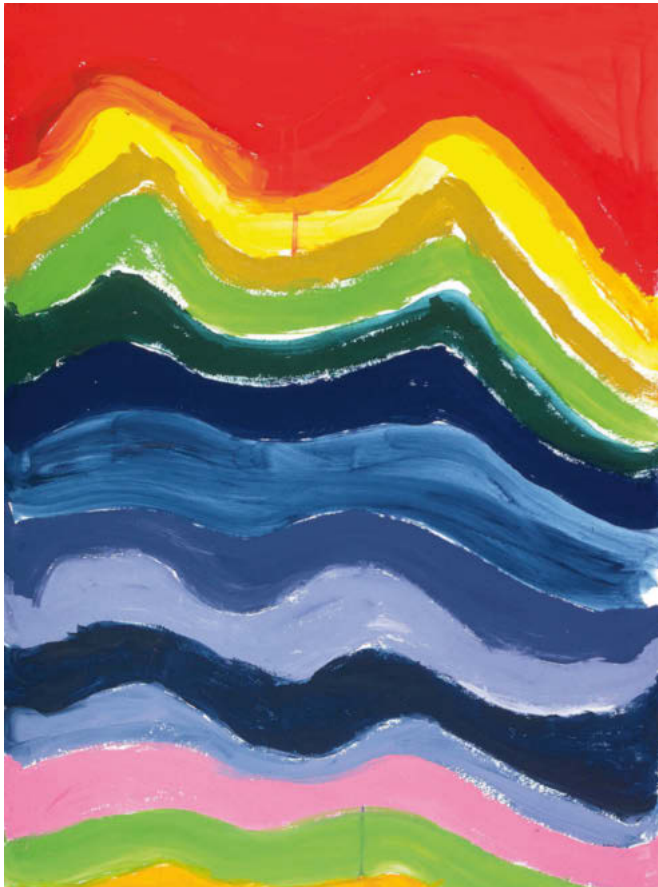
Ich habe mit den Kindern im Atelier «Malen» gespielt, am Anfang zwei Stunden lang, später eineinhalb Stunden. Der Raum war geschlossen und fensterlos. Sie hatten keine Aufregung von aussen, sondern nichts anderes als das Malen.

Nach welchen pädagogischen Vorstellungen haben Sie gearbeitet?

Ich hatte damals keine pädagogische, heilpädagogische oder psychologische Ausbildung. Ich war Grafikerin. Als Ausbildung verbrachte ich eineinhalb Jahre im Malatelier «Clos Lieu» beim Pädagogen Arno Stern in Paris. Später allerdings, als ich mit meiner Familie in New York lebte, machte ich eine Ausbildung als Psychotherapeutin in Gestalttherapie und promovierte in Psychologie.

Sie sagten, Sie hätten mit den Kindern «Malen» gespielt. Was bedeutet das?

Ich habe den Kindern keine Aufgaben gegeben, hatte keine Erwartung und achtete auf die Urformen, die sie malten und die ich bei Arno Stern kennengelernt hatte. Ich machte keine Interpretationen des Gemalten und hatte keine Vorstellungen, was das Gemalte sein müsste oder was es nicht sein dürfte.



Spuren verdichten sich bei älteren Kindern zu Streifenbildern. Fotos: Aus Bettina Eggers «Urformen des Malens».



Irgendwann trifft die Richtung auf ihren Anfang, die Form wird geschlossen.

Welches sind die Urformen des Malens?

Sie sind ein Abbild der Körperentwicklung des Kindes. Sie reichen vom Kritzelknäuel über die Spirale, den Kreis zur Innenwelt und dem Hinausgehen in die Welt. Urformen sind die Formen, die ein Kind braucht, um zu erzählen, was es von null bis ungefähr zweijährig erlebt hat im Körper. Sobald die Kinder mit ungefähr zwei Jahren zu malen beginnen, malen sie Urformen. Im Alter von etwa dreieinhalb Jahren sind die Urformen bearbeitet und die Kinder beginnen, figurativ zu malen, also das, was sie um sich herum sehen.

Welche Entwicklung machen die Kinder in dieser Zeit bei Ihnen im Malatelier?

In erster Linie entwickeln sie ihre bildnerische Sprache von den Urformen zur Darstellung der dritten Dimension. Sie erkennen sich selbst und ihre Umwelt. Die Kinder verändern aber auch ihr Verhalten in dieser Zeit. Die Mütter sagten zum Beispiel, ihr Kind habe aufgehört bettzunässen, ein anderes sei nicht mehr so eifersüchtig auf das Geschwister, es helfe mit im Haushalt oder mache die Hausaufgaben selbstständig. In den Stunden im Atelier wurden sie durch das Malen ihrer eigenen Bilder offenbar zur Selbstständigkeit angeregt.

Funktioniert diese Art von Maltherapie in angepasster Form heute immer noch?

«Malen regt alle Sinne an und fördert die Neugier auf die Umwelt und auf die Menschen.»

Ja, natürlich. Ich bilde ja immer noch Maltherapeutinnen aus, die genau das tun mit Kindern. Und ich würde sagen, dass diese Arbeit heute noch wichtiger ist als damals.

Warum?

Weil die Kinder mit der ganzen digitalen Welt den Bezug zum selber Gestalten und zu den Sinnen verlieren. Alles ist so toll und sogenannte kindgerecht aufbereitet. So perfekt bekommen es die Kinder nicht hin. Deshalb hören ganz viele einfach auf zu malen. Man sollte aber dringend ganz häufig malen mit ihnen.

Mit den digitalen Geräten findet das Tasten übermässig viel auf glatten Oberflächen statt, durch das ständige Betrachten einer illusionären dritten Dimension verkümmert das Sehen. Diese Reduktion hat Auswirkungen auf das soziale Verhalten und auf das Verständnis für anderen Menschen. Malen regt alle Sinne an und fördert die Neugier auf die Umwelt und auf die Menschen.

Sie haben auch mit Kindern und Jugendlichen mit geistiger und körperlichen Einschränkung gearbeitet.

Ja, bei ihnen ist es noch viel wichtiger, ihnen viel Zeit zu geben. Wenn man ihnen Zeit gibt, erreicht man alles mit ihnen. Sie haben sogar Linolschnitte bei mir gemacht. Ich habe mit schwer cerebral gelähmten Kindern gearbeitet. Sie sind mit den Rollstühlen unter die schräg montierten Wände gefahren und ha-

>>



Die ersten Körperbilder werden rein motorisch kreisend gesteuert. Es entstehen Kritzelknäuel.



Aus dem Kritzelknäuel entwickelt sich die Spirale: Eine Richtung

ben grosse Bilder gemalt. Manchmal standen sie sogar auf in ihren Rollstühlen, um den oberen Rand des Bildes zu erreichen. Andere lagen bäuchlings auf Liegebrettern, hatten eine Farbpalette neben sich und zeigten mir, welche Farbe sie möchten, und ich gab ihnen den Pinsel mit der gewünschten Farbe – so malten sie wie die Könige.

Arbeiten die Therapeutinnen, die Sie ausbilden, nach wie vor mit Kindern mit Behinderung?

Ja, aber ich muss etwas vorausschicken: Als junge Frau arbeitete ich an der Schulthessklinik für orthopädische Chirurgie in Zürich. Sie betreute damals noch cerebral gelähmte Kinder. Am Anfang brachte ich alles Material selber mit, später wurde es mir bezahlt, dann bekam ich ein Atelier und einen kleinen Lohn. Ich tat diese Arbeit, weil ich unendlich neugierig war. Die Therapeutinnen, die heute arbeiten, sind auf eine feste Stelle mit einem anständigen Lohn angewiesen. Zwar ist Kunsttherapeut seit 2011 ein eidgenössisch anerkannter Beruf. Eine Stelle zu finden, ist aber immer noch schwierig.

Gibt es auch Malangebote in Altersheimen für Menschen mit Demenz?

Ja, Maltherapie wird in verschiedenen Altersheimen angeboten. Im Altersheim, in dem meine Mutter wohnte, erlebte ich eine rührende Geschichte: Meine Mutter war die beste Illustratorin, die man sich vorstellen kann. Aber als sie dement wurde, hörte sie auf zu zeichnen. Das fand ich sehr schade, und es machte mich traurig. Noch lange realisierte sie, was sie alles nicht mehr konnte. Später kam, ohne dass ich es wusste, eine Schülerin von mir ins Pflegeheim und malte mit den alten Menschen. Und siehe da: Alles öffnete sich bei meiner 90-jährigen Mutter. Von nun an zeichnete sie wieder in der Freizeit.

Im Altersheim behaupteten die Leute, sie könnten nicht malen. Dann packte es alle.»

Und was hielten die anderen Menschen im Pflegeheim ohne den beruflichen Hintergrund Ihrer Mutter vom Malen?

Alle behaupteten zuerst, sie könnten nicht malen. Das ist üblich, das sagen nicht nur die alten Leute, sondern fast alle Menschen. Meine ehemalige Schülerin aber ermunterte sie: «Probieren sie, ein bisschen Farbe aufzutragen» – und es packte alle.

ren sie, ein bisschen Farbe aufzutragen» – und es packte alle.

Sie sagten, um eine Wirkung zu erzielen, müsse man den Menschen im Malatelier genug Zeit geben.

Ja, genug Zeit. Und man muss ihnen gute Farben und Pinsel zur Verfügung stellen. Vor allem aber braucht es einen Spielzugang und nicht einen Therapiezugang.



wird entdeckt, Absicht wird möglich.

Was bedeutet das?

Dass man nichts erwartet, sondern einfach begleitet, was die Kinder, die Menschen tun. Das Malen selbst ist die Therapie. In einer Maltherapie gibt es drei Beteiligte: die Malenden, die Bilder und die Therapeutinnen. Sie schauen der Entfaltung des Bildes fasziniert zu, erkennen, was im Kleinen vor sich geht, und verhelfen den Malenden zu neuen, befreienden Entscheidungen. Wir gehen von der Tatsache aus, dass die Menschen schon immer gemalt haben. Malen ist etwas extrem Wichtiges, sonst wäre es in der Evolution verloren gegangen. Malen bewirkt eine Veränderung; was die Leute malen, ist bereichernd und befriedigend. Diese einkehrende Beruhigung bewirkt einen neuen, frischen Blick auf die eigene Situation. Lösungen können leichter erkannt werden.

Geht es allen Menschen gleich beim Malen?

Ja, es geht allen gleich. Wir alle haben das gleiche Hirn, das in den Abläufen etwa gleich funktioniert. Es ist plastisch bis zum Tod und entwickelt sich ununterbrochen dort, wo es beansprucht wird. Wenn man regelmässig malt, entstehen Synapsen und neue Vernetzungen der Nervenfortsätze. Dadurch verändert sich auch die Wahrnehmung.

**«Die Therapeutinnen
verhelfen den
Malenden zu
neuen, befreienden
Entscheidungen.»**

Auf Ihrer Website www.kunsttherapie.ch ist von der Grundhaltung des Begleiteten Malens die Rede. Was muss man sich darunter vorstellen?

Sie bedeutet: Keine Interpretation von Inhalt und Farbe. Wir achten darauf, wie die Malenden etwas tun, ihr Bild malen. Zum Beispiel beobachten wir sehr genau, wie jemand plötzlich zögert, weiterzumalen, oder plötzlich etwas schon Gemaltes übermalt. Diese kleinen Entscheidungshemmungen werden von einschränkenden Gedanken ausgelöst. Es sind dieselben Gedanken, die auch das tägliche Leben einschränken.

Zögern und Übermalen: Welche Bedeutung haben diese Entscheidungshemmungen?

Weil jede Verzögerung heisst, dass etwas anderes gedacht als gemalt wurde. Verzögerung ist nicht dasselbe wie Innehalten, um ein fertiges Bild anzuschauen und zu geniessen. Verzögerung ist ein Unterbruch. Diesen Unterbruch zu untersuchen, zu erkennen und damit zu arbeiten, ist ein wesentlicher Teil der Personenorientierten Maltherapie.

Was können das für Gedanken sein?

Zum Beispiel: «Was ich male, ist langweilig» oder: «Das habe ich auch schon einmal gemalt, das geht nicht mehr.» Irgend eine Kritik. Diese Kritik ist aber nur die Spitze des Eisbergs. Darunter liegt ein Lebenskonzept, dem oft die Interpretation dessen zugrunde liegt, was der Mensch als Kind zuhause zu hören bekam. Die Eltern streiten, und das Kind meint, es sei wegen ihm. Oder die Mutter sagt: «Du Dummerchen», ohne es böse zu meinen, doch das Kind hört nur: «Du bist dumm», und das bleibt. Im Personenorientierten Malen arbeiten wir nur mit der Spitze des Eisbergs und gehen davon aus: Je mehr die Menschen sich getrauen, etwas Langweiliges oder Dummes zu malen – und die langweiligen und dummen Bilder werden wunderbar –, desto mehr hebt sich die Gewohnheit, sich langweilig oder dumm zu fühlen, auf und damit oft auch, was darunter liegt.

Haben Ihre Beobachtungen im Atelier auch Konsequenzen?

Ja, Zögern oder Übermalen sprechen wir sofort an. Ich frage: «Was hast du gedacht, gerade bevor du aufgehört hast zu malen?» Sagt die Angesprochene: «Ich dachte, was ich male, ist langweilig», frage ich: «Ist langweilig schlimm für dich?» Die Person erzählt vielleicht: «Ja, meine Mutter hat mir immer gesagt, ich sei eine Langweilerin.» Dann antworte ich: «Gut, das war deine Mutter. Jetzt hast du hier ein Bild. Könntest du es riskieren, langweilig zu sein für einen Moment?» Eine solche Intervention ist wichtig, um alte, hemmende Gewohnheiten aufzulösen.

Hält diese Wirkung auch ausserhalb des Ateliers an?

Ja, mit der Zeit, wenn man wöchentlich malt, entstehen Gewohnheiten, die die Stunden im Malatelier überdauern. Heute kann das die Hirnforschung zeigen. Ein stetes Üben, auf starke Gefühle nicht sofort zu reagieren, bewirkt, dass sich die entstehende Gelassenheit auch auf den Alltag überträgt.

>>

Koordination von Gruppeneinkäufen

Regionales oder kantonales Zusammenlegen
gewisser Produktgruppen zum Aushandeln
von Grossvolumenkonditionen.

Küche/Restauration – Pflege/Betreuung
Hauswirtschaft/Hotellerie – Administration
Technik/Unterhalt – Mobiliar

Die kostenlose Dienstleistung für
alle CURAVIVA-Mitglieder

Kontaktieren Sie uns für eine
persönliche Beratung.

Tel. 0848 800 580
curaviva@cedes.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch
Realisé par **cedes**



Höhere Fachschule für Aktivierung

HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung

Dipl. Aktivierungsfachfrau HF
Dipl. Aktivierungsfachmann HF

> Mehr zum Aufnahmeverfahren unter medi.ch



Zertifikate FAB/FAA Weiterbildung

Fachperson in aktivierender Betreuung
Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung
und Aktivierung

> Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter medi.ch



medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch



PUBLIREPORTAGE

Längle Hagspiel bietet gesamtheitliche Lösungen, welche auf die Bedürfnisse der Menschen in einer wichtigen Lebensphase abgestimmt sind.

Längle Hagspiel produziert seit über 60 Jahren Stühle, Tische und Bänke aus Massivholz. Besonderes Know-how haben wir uns im Pflege- und Carebereich angeeignet. Funktionalität, Ergonomie und Komfort unserer Produkte werden von den Bewohner/innen, den Angehörigen und vom Pflegepersonal geschätzt.

Längle Hagspiel produziert seit über 60 Jahren Stühle, Tische und Bänke aus Massivholz. Besonderes Know-how haben wir uns im Pflege- und Carebereich angeeignet. Funktionalität, Ergonomie und Komfort unserer Produkte werden von den Bewohner/innen, den Angehörigen und vom Pflegepersonal geschätzt.



LH07 mit Griffleiste, Knierolle und Knaufarmlehne



Alterszentrum Willisau Stuhlmodell LH56 und LH59

Viele Details aus der Care-Kollektion von Längle Hagspiel erleichtern das lange Sitzen für ältere Menschen:

- Optimale Sitzbreite, Sitzhöhe, Sitztiefe und Sitzwinkel unterstützen ein ermüdungsfreies Sitzen.
- Die Knierolle erleichtert den venösen Rückfluss des Blutes beim Sitzen.
- Spezielle Polsterungen (Mikrotaschenfederkern) beugen dem Wundsitzen vor.
- Die langen Armauflagen sorgen für bequemes und entspanntes Sitzen
- Griffleisten geben Stützfunktion und Halt beim Stehen.
- Dazu gibt es diverse Zusätze wie Krückenhalterung, abnehmbare Sitze etc.

Dort, wo sich Bedürfnisse wandeln, bieten wir individuelle Lösungen an: Krückenhalterung, abnehmbare Sitze und Sitzbezüge, Nackenkissen, keilförmige Sitze und vieles mehr. Durch die hauseigene Fertigung sind wir in der Lage, auch Sonderwünschen gerecht zu werden.

Nicht zu vergessen ist auch die richtige Wahl des Tischmodelles. Längle Hagspiel fertigt natürlich auch Tische mit einer «lichten Höhe» von 71 cm, damit auch Rollstuhlfahrer bequem Platz finden.

Weitere Informationen zum Unternehmen und zu den Produkten finden Sie auf www.stuhl.at

Factbox:

- Längle Hagspiel bietet eine 100%ige Fertigungstiefe
- Produktpalette: Stühle, Bänke und Tische in Massivholz
- Höchste Qualität mit edlen Materialien in sorgfältigster Verarbeitung

Sie sprechen von drei Ebenen, die die Maltherapie umfasst.

Die Arbeit am Bild, die Arbeit an der Beziehung und die Arbeit am Prozess.

Die wichtigste Ebene ist die Beziehungsebene. Sie beginnt, wenn jemand mit uns telefoniert oder ins Malatelier eintritt. Wir müssen die Person erreichen, sie muss sich verstanden fühlen, wenn sie zu uns kommt. Um das Vertrauen in die Beziehung zu fördern, machen wir immer wieder kleine Arbeitsbündnisse mit den Malenden: Ist es in Ordnung, wenn wir jetzt einen Schritt weitergehen beim Malen? Die Bildebene meint das, was die Leute malen. Die Therapeutinnen müssen lernen, Bilder wertfrei zu sehen. Dabei orientieren wir uns ganz stark an der Normalität – in einer Zeit, in der die Menschen unter einem grossen Druck stehen, sich zu unterscheiden, ein bisschen anders zu sein. Das ist ein Kampf. Deshalb ist uns Normalität ein grosses Anliegen. Eine Wiese ist grün und nie violett, ausser wenn sie ein Kind gemalt hat.

Kinder malen violette Wiesen?

Ja, sie dürfen noch alles machen, denn sie sind noch am Herausfinden, wie die Welt aussieht. Aber wenn Erwachsene violette Wiesen malen, sprechen wir über das, was normal ist. Häufig sind die Erwachsenen in diesem Individualismus gefangen. Normalität zu malen, beruhigt sofort.

Und was bedeutet die dritte Ebene, die Prozessebene?

Auf der Prozessebene beobachten wir, wie die Malenden ihre Bilder malen. Wir gehen davon aus, dass sie die Bilder auf die gleiche Art und Weise malen, wie sie ihr Leben leben. So zeigt sich auf der Prozessebene, wie die Malenden ihr Leben einschränken oder über Grenzen hinauschiessen.

Die therapeutische Arbeit findet während des Malens statt.

Welche Rolle spielt die Therapeutin dabei?

Wir gehen davon aus, dass Personen auf der Schwelle des Malateliers stehen, die mit ihren Fähigkeiten nicht mehr weiterwissen. Meistens haben sie bereits eine Reihe anderer Therapien hinter sich – Psychotherapie, Psychiatrie, Bioresonanz, Körpertherapie. Als letzte Möglichkeit kommt noch das Malen. Die Leute haben vieles ausgelotet, sind verzweifelt und am Ende eines Weges. Sie brauchen etwas Neues, das von aussen kommt. Die Maltherapeutin, der Maltherapeut und das Bild sind das Aussen, das Neue. Von ihnen kommen die Anregungen, eine Situation neu zu betrachten.

Was die Leute an Therapien schon gemacht haben, bevor sie zu Ihnen kommen, hat nichts gebracht?

Es hat offensichtlich nicht genug gebracht, sonst wären sie nicht bei uns gelandet. Meistens hilft alles ein bisschen. Aber sie sind noch nicht dort, wo sie sein möchten. Wir bieten ihnen an, zu schauen, wie sie ein Bild malen oder was sie mit ihrer Fantasie machen. Viele Leute wollen bestimmen, wie ihre Bilder herauskommen. Sie sagen: «Das ist mein Ausdruck.» Und ich antworte: «Aber wohin hat es dich geführt im Leben, so zu denken? Jetzt bist du hier. Offensichtlich möchtest du etwas,

das dich weiterbringt. Wenn du das wirklich willst, könntest du es jetzt einmal so probieren: Schliesse die nächste Farbe an die vorhergehende an und achte darauf, was passiert mit dir.»

Welche Wirkungen hat das therapeutische Malen? Sie sprechen davon, dass es zu sichtbaren Veränderungen führt.

Ja, das tut es. Indem wir – über die Bilder – daran arbeiten, was die Leute daran hindert, das zu tun, was sie wirklich für ihre Zukunft wollen. Beim Personenorientierten Malen sind es meistens störende Gewohnheiten oder belastende Erinnerungen, die es abzulegen gilt. Während des Malens werden alle Gefühle, die zu den bearbeiteten Ereignissen gehören, durchspürt und aufgelöst. Dadurch verschwinden die Gewohnheiten und die Erinnerungen verblassen automatisch. Die starke Wirkung hat mich immer wieder erstaunt, darum habe ich mich vertieft mit der Hirnforschung auseinandergesetzt. Dort machte ich Entdeckungen, die meine Art der Maltherapie unterstützen.

Neben der Personenorientierten arbeiten Sie auch mit der Lösungsorientierten Maltherapie (LOM). Was ist bei LOM anders?

Dort bearbeiten wir die Anliegen der Malenden noch direkter. Wir halten alles schriftlich fest, was uns jemand erzählt, erfragen, was diese Person bearbeiten möchte, etwa ein traumatisches Erlebnis oder Schwierigkeiten in der Beziehung. Wir erfassen, was im Körper passiert. Das kann Druck auf der Brust sein, es können Schmerzen sein, Durchschlafstörungen, Todesangst, Wut, Trauer, schlechte

Gedanken über sich. Wir wollen wissen, was die Person anstelle dieser Gedanken denken möchte, und schätzen auf einer Skala ein, wie nah die Person diesem Ziel ist, wie stark belastet sie noch ist. Während des Malens notieren wir jeden Schritt und jeden Satz, den diese Person während des Malens sagt. Und wir halten fest, woran sie erkennen wird, dass sich etwas verändert hat – zum Beispiel, wenn sie wieder durchschlafen kann. Nach dieser Erhebung wählt die Therapeutin, der Therapeut ein entsprechendes Vorgehen aus, nach dem das Anliegen bearbeitet wird.

Diese Therapiemethoden haben Sie selbst entwickelt.

Alleine habe ich die Personenorientierte Maltherapie entwickelt. Sie ist aus der Beobachtung malender Kinder entstanden. Die Lösungsorientierte Maltherapie entstand aus der Zusammenarbeit mit einem Psychologen aus Zürich. Therapeutinnen, die die fünfjährige Ausbildung an unserem Institut abschliessen, haben beide Methoden erlernt und arbeiten abwechselungsweise mit ihnen – je nach Bedürfnis der Malenden. Mit LOM behandeln wir vor allem akute Anliegen wie schwere Beziehungsprobleme, hartnäckige Symptome, aber vor allem Traumata.

Gibt es zu den Wirkungen empirische Daten?

Ja, für die Lösungsorientierte Maltherapie gibt es sehr viele Daten. Von Anfang an haben wir alle Fälle dokumentiert und in einer Datenbank festgehalten. Es sind inzwischen Tausende. ●

«Ich habe keine Vorstellungen, was das Gemalte sein müsste, oder was es nicht sein dürfe.»

Im Aphasiechor finden Menschen mit einer Sprechstörung über die Melodie zu Worten

Zusammen singen, wenn miteinander reden nicht mehr geht

Menschen mit Aphasie finden im alltäglichen Gespräch nur schwierig Worte. Doch das gemeinsame Chorsingen funktioniert problemlos: Die Musik aktiviert das Gehirn und wirkt auf der emotionalen Ebene. Es bringt Betroffene zusammen, die sich sonst eher zurückziehen.

Von Claudia Weiss

Fröhlich strömen die Sängerinnen und Sänger des Aphasiechors RehaClinic Baden in den Proberaum. Sie treffen sich alle drei Wochen und freuen sich jeweils auf die Chorproben. Stühlerücken, ein Rollator muss parkiert werden, ein Elektrorollstuhl dazwischengeschoben, ein Stock ist im Weg. Nach einigem Hin und Her sitzen alle im Halbkreis, erwartungsvoll und singebereit. Die Chorleiterinnen, Musiktherapeutin Doris Mäder-Güntner und Logopädin Elisabeth Kreisser, warten noch auf zwei weitere Sänger. Plötzlich hebt ein Herr mit Brille und weissem Schnauz die Hand und sagt etwas undeutlich: «Sie könnten uns doch inzwischen etwas vorspielen!» Chorleiterin Mäder stutzt. Das hat noch nie jemand gewünscht. Dann lächelt sie. «Soll ich?» Zustimmendes Nicken allenthalben. Sie setzt sich ans E-Piano, überlegt kurz und beginnt zu spielen. Leicht beschwingt schweben die Töne durch den Raum. Durch die aufgeklappten Dachfenster ist Vogelzwitschern zu hören und das Rauschen der Limmat. Es ist ein friedlicher Moment. Schnell entspannen sich die Gesichter: Musik tut spürbar gut, das zeigt sich noch vor dem eigentlichen Chorsingen.

Entspannung können Menschen mit einer Aphasie besonders gut gebrauchen. Weil sie ihre Sprache verloren haben – meist

aufgrund eines Hirnschlags, einer Hirnverletzung oder eines Tumors –, müssen sie in Gesprächen angestrengt um Worten ringen.

Wird das Gegenüber ungeduldig, steigt der Druck. Die Betroffenen schämen sich für ihr Unvermögen und geraten in immer grösseren Stress. Mehr noch: «Der Verlust der Sprache führt zu einer tiefgreifenden Erschütterung, die Betroffenen fragen sich dann, wer sie noch sind und was sie denn noch können», erklärt Doris Mäder. Die Menschen verlieren quasi ein Stück ihrer Persönlichkeit, oft erleben sie ihre Stimme als fremd. Da hilft es, sie dank dem emotionalen Ausdruck des Singens neu wieder kennenzulernen.

Viel mehr als «einfach ein bisschen Singen»

Das Singen im Aphasiechor ist deshalb viel mehr als nur «einfach ein bisschen Singen, Aktivierung oder Unterhaltung», sondern es hat ganz klare therapeutische Effekte. Bei einer Apha-

sie ist meist die linke Hirnhälfte betroffen, Melodien hingegen werden eher rechts abgespeichert. «Musik aktiviert generell weite Teile unseres Gehirns im Sinn eines Netzwerks», erklärt Doris Mäder. «Das Singen wirkt zudem sehr stark auf der emotionalen Ebene.» Das lässt sich hirnpfysiologisch erklären: «Musik, Rhythmus und Sprache hängen eng zusammen, sie haben ähnliche Strukturen und gemeinsame Wurzeln.»

Deshalb können Melodien und Rhythmus eine Brücke bauen zu den Worten. Menschen, die im Gespräch Worte nur mühsam finden, können oft ohne Stolpern komplette Liedstrophen singen. Vor allem, wenn es sich um wohlbekannte Lieder wie Volkslieder oder alte Schlager handelt. Die Melodie lässt dann die Worte wie durch Zauberhand wieder aus der Erinnerung auftauchen. Und das nicht nur während des Singens, wie Doris Mäder erfreut festgestellt hat: «Mir fällt im-

Musik, Rhythmus und Sprache hängen eng zusammen, und Melodien bauen Brücken zu Worten.



Inbrünstig singt der Aphasiechor Baden Lieder von «Junge, komm bald wieder» bis «La Paloma», und die Worte, die beim Sprechen stecken bleiben, sind beim Singen plötzlich gut verständlich.

Fotos: Roger Wehrli

mer wieder auf, dass sie nach dem Singen auch beim Sprechen eher Worte finden.»

Die fünf Frauen und zehn Männer haben sich inzwischen eingesungen und stimmen auf das Startzeichen der Chorleiterin das erste Lied an: «Ein neuer Tag», «Morning has broken», nach Cat Stevens. Es tönt schon recht gut, und die Worte sind gut verständlich. Kaum vorstellbar, dass einige beim Sprechen grosse Mühe haben und kaum die richtigen Worte finden: Beim Singen fliessen sie. Das bedeutet allerdings nicht, dass das Singen hilft, die Worte auch wieder im Hirn zu verankern. «Diese sind an die Melodie gebunden und lassen sich nur zusammen mit dem Lied abrufen», erklärt Musiktherapeutin Mäder.

Dennoch wirke Singen als nonverbales Kommunikationsmittel ringsum hilfreich: «Es verbindet, es stellt den Kontakt zur Aussenwelt her, ermöglicht, sich emotional auszudrücken. Und es kann vor allem entspannen und deblockieren», fasst sie zusammen.

Chorsingen stellt den Kontakt zur Welt her: Aphasiebetreffene haben die Tendenz, sich zu verkriechen.

Genau das brauchen Aphasiebetreffene dringend, denn ihr Leiden macht sie einsam und bringt sie zum Verstummen: Vor lauter Scham haben viele von ihnen die Tendenz, sich zu verkriechen.

Auftritte stärken das Selbstvertrauen

Dagegen gibt es jedoch ein gutes Mittel: «Gemeinsame kleine öffentliche Auftritte stärken das Selbstvertrauen», sagen die Chorleiterinnen. «Zudem können erreichbare Ziele anspornen und motivieren.» Darum wird der Chor in nächster Zukunft gleich zweimal auftreten, singend bei einem Gottesdienst und später bei einem kleinen Frühlingskonzert in der RehaClinic Baden. Eine grosse Mutprobe für viele. Und ein wichtiges Ge- >>

Anzeige



Pflegebetten



Pflegebetten

PERFECTA

Günstig kaufen, statt teuer mieten!
(ab Fr. 1880.– geliefert und montiert.)



I d'diga muesch higa!

www.diga.ch/care



Chorleiterin und Musiktherapeutin Doris Mäder begleitet die Lieder mit Gitarre oder Klavier. «Wichtig ist nicht, dass Menschen mit Aphasie wunderschön singen», sagt sie. «Wichtig ist, dass sie überhaupt singen.»

meinschaftserlebnis. Deshalb müssen sie voll konzentriert üben, damit die fünf Lieder sitzen. «Halleluja», die Männer und Frauen singen im Kanon, der Ablauf ist komplex, aber es geht schon ziemlich gut.

«Erstaunlich, denn hier sitzen Sängerinnen und Sänger, die im Alltag Schwierigkeiten haben, ihre Bedürfnisse auszudrücken», freut sich Chorleiterin Mäder. «Es ist nicht nötig, dass sie wunderschön singen, sondern dass sie überhaupt singen.» Das ist aus ihrer Sicht weit wichtiger als alles andere.

Die Ocean-Drum simuliert Meeresrauschen, der Chor singt innig «Junge, komm bald wieder».

Nach einer kurzen Pause zum Wassertrinken geht es beschwingt weiter. Eine Aphasikerin übernimmt die Ocean-Drum, eine mit Kügelchen gefüllte Trommel. Als sie diese behutsam bewegt, erklingt überraschend echt ein Meeresrauschen, und bald stimmen die Sänger und Sängerinnen ein: Innig summen sie das bekannte Lied «La Paloma», das nach einer Weile in das Seemannslied übergeht: «Junge komm bald wieder». Die gesungenen Worte sind deutlich verständlich.

Die nächsten Liedblätter werden in die Runde gereicht. «O Donna Clara» und «Sigismund», zwei altbekannte Schlager, sind zu einem Medley zusammengefügt. Die Musiktherapeutin fordert ihre Chormitglieder gehörig, denn einerseits sollen Männer und

Frauen im Wechsel singen, was für die meisten aufgrund ihrer Behinderung eine Extraportion Konzentration verlangt. Nein, die Frauen sollen auch noch einen Tangotakt klatschen, während die Männer ihren Part singen. Eine grosse Herausforderung, wie Doris Mäder sagt: «Eine Halbseitenlähmung hat tiefgreifende Konsequenzen, auch bezüglich der Wahrnehmung

Chorprojekt von aphasie suisse

2008 hat aphasie suisse den ersten schweizerischen Aphasiechor in Luzern gegründet. Alle Sängerinnen und Sänger dieses Chors haben die Sprache ganz oder teilweise durch einen Hirnschlag, Tumor oder Unfall verloren. Singen können sie aber trotzdem. Für aphasie suisse ist das Singen eine tolle, neue Form der Selbsthilfe. Gemeinsames Singen vermittelt ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Es entsteht eine Atmosphäre, in der das Selbstwertgefühl aufgebaut wird. Nach dem Erfolg des Pilotprojekts in Luzern folgten weitere, heute gibt es Aphasiechöre in Baden, Basel, Bern, Graubünden, Ostschweiz, Zentralschweiz und Zürich.

Information: www.aphasuisse.org > Betroffene & Angehörige > Aphasiechöre

der eigenen Körpermitte. Sie verunsichert, und oft wird auch das Gefühl für Rhythmus beeinträchtigt.» Einen Zwischenklatscher hat sie daher wieder herausgestrichen, dafür gelingt es den Frauen jetzt gut, den Takt zu halten – Donna Clara und Sigismund finden einander harmonisch.

Die eigene Identität wieder finden

Kurz vor dem Schluss kommt das Aphasikerlied an die Reihe. Der Name tönt zuerst irritierend, aber er erklärt sich schnell von selber: Eine deutsche Aphasiebetreffende hat die «Ode an die Freude» angepasst und einen optimistischen Text dazu gedichtet. «Du kannst atmen, du kannst fühlen, du kannst auf neuen Wegen gehen», singt der Chor. Inbrünstig erklingt das Lied, ritardando und mit Nachdruck. «Freu dich über jede Stunde die du lebst auf dieser Welt. Freu dich, dass die Sonne aufgeht und der Regen fällt.» Es ist ein hoffnungsfroher Text, und er hilft Aphasie-Betroffenen, sich wieder mit dem Leben verbunden zu fühlen. «Es ist erstaunlich, dieses Lied hat wirklich viel Text, aber es lief von Anfang an erstaunlich gut», sagt Doris Mäder. Vielleicht hängt

das mit seiner ganz besonderen Bedeutung zusammen, vermutet sie: «Es hat mit der eigenen Identität der Betroffenen zu tun.» Und das sei ein wichtiger Punkt, nebst dem positiven Effekt des Singens: Der Chor gebe allen ein Gefühl von Gemeinsamkeit. «Hier geht es allen gleich, und sie können zugleich ein neues Selbstwertgefühl aufbauen, indem sie einander wertschätzend und mit Feingefühl zuhören.»

«Freu dich über jede Stunde, die du lebst auf dieser Welt», heisst es in einer speziellen Strophe.

Auch ein sozialer Anlass

Und nicht zuletzt geht es bei den Chorproben auch um das gesellige Zusammensein, um das Gefühl, mit den Problemen nicht allein dazustehen. Als der letzte Ton von «Am Himmel steht es Störnli» verklungen ist und Doris Mäder ihre Gitarre zur Seite legt, sitzen alle noch einen kurzen Moment still.

Dann erheben sie sich nach und nach. Stock, Rollator und Elektrorollstuhl werden in Position gebracht, und unter manchmal stockendem, aber angeregtem Plaudern geht es weiter, nach vorne in die Cafeteria: Der Aphasiechor ist auch ein sozialer Anlass. Und das fröhliche Miteinander verdoppelt die positive Wirkung des Singens. ●

Anzeige

Schulthess-Wet-Clean – Die erste Wahl für alle Textilien



Schulthess Wet-Clean reinigt äusserst schonend mit Wasser und umweltfreundlichen Flüssigwaschmitteln:

- Uniformen
- Bettwaren
- Bekleidung
- Schutzbekleidung
- Sitzkissen
- Mikrofaserlappen

Ökologisch und intelligent, mit USB-Schnittstelle



Kontaktieren Sie uns, wir beraten Sie gerne!

Schulthess Maschinen AG
CH-8633 Wolfhausen, info@schulthess.ch
Tel. 0844 880 880, www.schulthess.ch



since 1845
SCHULTHESS
Wäschepflege mit Kompetenz

Das Foto-Erzähl-Café für Menschen mit Demenz ist ein einzigartiges Projekt

Für einen Augenblick werden alle zu Experten ihrer eigenen Bilder

Einmal pro Monat veranstaltet Nathalie Streit im Demenzkompetenzzentrum Schönberg in Bern ein Treffen mit Kaffee, Kuchen und vor allem mit Bildern von früher. Die Fotos lassen verschüttete Erinnerungen wieder wach werden und regen die Bewohner und Bewohnerinnen zum Erzählen an.

Von Claudia Weiss

Der alte Herr mit Bürstenschnitt und Brille wird immer munterer. «Hier seht ihr die alte Kirche von Brione – schaut einmal, die alten Steine und das Dach!» Er steht neben dem grossen Fernseh Bildschirm, leicht vorgebeugt, und zeigt angeregt auf die projizierten Tessin-Bilder. «Da gehen meine Verwandten und ich noch heute manchmal zur Predigt.» Er erzählt: von früher, von den kargen Mahlzeiten mit Polenta und Käse im Steinhaus, den vielen Geschwistern, der vielen Arbeit und dem langen Schulweg. Die acht Seniorinnen und drei Senioren, die im Halbkreis ringsum sitzen, nicken beifällig. Ähnliche Geschichten tragen viele von ihnen mit sich.

«Jesses, ist das schön», ruft eine zarte Frau mit pfiffiger Brille und ganz kurzen Haaren ergriffen, als das nächste Bild erscheint: Steinbrücken über einen blaugrün schimmernden Fluss. Ihre Nachbarin mit dem langen weissen Zopf wispert: «Ja, dort gehe ich in den nächsten Ferien hin.» Die zarte Frau wirft ihr einen verständnisvollen Blick zu und nickt, bevor sie eifrig erzählt: «Bei solchen Steinbrücken haben wir als Kinder oft gespielt und dann in einer gemütlichen Pension übernachtet.» Sie lächelt glücklich.

Den grössten Teil der Zeit haben die Menschen, die im Demenzkompetenzzentrum Schönberg in einem Berner Aussenquar-

tier wohnen oder den Tag verbringen, den Zugang zu ihren Erinnerungen verloren. Im Foto-Erzähl-Café tauchen sie wieder auf, angeregt von anderen Geschichten und Erzählungen.

Und vor allem von Bildern. Nathalie Danja Streit, Intermediale Kunsttherapeutin und Leiterin des Foto-Cafés, sitzt vorne, am Rand des Halbkreises. Sie klickt die Bilder weiter, vergrössert Ausschnitte, nimmt Einwürfe der Teilnehmenden auf, gibt ab und zu eigene Gedanken in die Runde und hält so den Austausch in Gang. Sie sei eigentlich nicht in der Rolle der Therapeutin da, erklärt sie später, sondern als Teilnehmende, als Teil der Gruppe. «Schauen Sie, wie schön klar das Wasser ist, darin kann man sicher baden», ruft sie. Und sofort diskutieren einige eifrig, ob es wohl sehr tief sei und sehr kalt. Jemand widerspricht, nein, es sei ohnehin immer heiss im Tessin.

«War viel Militär dort?»

Plötzlich meldet sich der stramme Herr am anderen Ende des Halbkreises: «Ich wüsste jetzt gerne: War viel Militär dort?» Der

Tessiner, der in seinen Erinnerungen schwelgt, überlegt nicht lange: «Ja, da war immer viel Militär, auch Deutsche – alles liebe Burschen, «flotti Giele.» Der stramme Herr nickt. Er war auch im Tessin, damals, mit dem Militär, und er erinnert sich mit einem Schmunzeln an abendliche Bechereien, nach denen er und seine Kameraden am nächsten Morgen nur mühsam aus den Federn und wieder in die Uniformen kamen.

«Lustig, was einem alles in den Sinn kommt, wenn die anderen erzählen», sagt eine Frau mit Metallbrille und weissem Kurzhaar. Der Herr im gelben Pulli an ihrer Seite nickt bedächtig. «Ja, wenn ich dann nicht mehr arbeite, ziehe ich vielleicht ins Tessin.» Nicht nur Erinnerungen melden sich in diesem Raum zurück, sondern auch Träume. Und sie sind doppelt schön, weil sie geteilt werden können.

Erzählungen von früher, von kargen Mahlzeiten, von viel Arbeit und langen Wegen kennen viele.



Kaffee, Kuchen und ganz viele Bilder: Diese lassen manchmal auf einen Schlag längst vergessene Erinnerungen wieder aufleben. Und die Teilnehmenden wissen plötzlich wieder: «Ja, so war das.»

Foto: Nathalie Streit

Das Foto-Café im Demenzkompetenzzentrum Schönberg ist ein bisher einzigartiges Angebot in der Schweiz. Fototherapeutin Streit hat das Konzept selber entwickelt. Um den Zugang zu den Erinnerungen zu vereinfachen, wählt sie am liebsten Schwarzweissbilder. «Diese lassen den Betrachtern mehr Raum und führen sie oft noch direkter an erlebte frühere Zeiten heran als Farbbilder: Wie von alleine kolorieren sie die Schwarzweiss-Fotografien durch Erfahrungen in ihren eigenen Farben.» Sie arbeitet besonders gern mit Bildern, die jemand aus der Gruppe mitbringt. Einmal zeigte eine Frau Bilder aus lange zurückliegenden Ferien. Sie konnte sich aber nicht erinnern, wo sie die Bilder überhaupt gemacht hatte. Im Nu diskutierte die ganze Gruppe eifrig mit, viele äusserten Vermutungen, wo die

Fotos aufgenommen sein könnten, oder erzählten von eigenen Ferienreisen. «Die visuelle Wahrnehmungsebene regt die rechte Hirnhemisphäre an, die bildhafte, kreative, intuitive, die automatisch spielerisch verbinden will», erklärt Nathalie Streit. «Deshalb ist auf dieser intuitiven Ebene auch bei Demenz noch vieles möglich, sie kann vieles kompensieren, auch wenn die kognitive Ebene beeinträchtigt ist.» Ihre fotografiegestützte Arbeit verlaufe nicht nach einer fixen Methode, sondern intuitiv und achtsam an den unmittelbaren Moment und die jeweiligen Bedürfnisse angepasst.

Für diesen Tag hatte der Herr mit Bürstenschnitt und Brille Bilder aus dem Tessin gewünscht, aber keine eigenen gefunden. Deshalb hat Streit ein Dutzend Tessinbilder zusammengetra-

>>

gen, ausnahmsweise einmal farbige. «Schön!», tönt es ab und zu leise aus den Reihen. Die Kunsttherapeutin greift alles auf, was in diesen Stunden entsteht, spinnst Gedanken weiter oder baut Passendes in die kommenden Café-Veranstaltungen mit ein. Diesmal stehen zwei Flaschen Orangina bereit: Beim letzten Mal hatte sich eine Bewohnerin glücklich an schöne Familienausflüge erinnert, deren Höhepunkt jeweils das Orangina-Trinken in einem Restaurant war. «Wer möchte ein Glas?», fragt Streit jetzt. Schon bald sitzen die meisten mit einem Becher in der Hand da, nippen am Limonadengetränk, das sie an besondere Anlässe aus ihrer Kindheit erinnert, und erinnern sich gemeinsam an den Geschmack. Lächelnd betrachten sie die Bilder von alten Oranginaflaschen und Werbeplakaten, fröhliche Ausrufe zeigen, dass die Erinnerung wieder voll da ist. «Es ist schön, zu sehen, wie Leute, die sonst stumm dasitzen oder auf vieles verunsichert und misstrauisch reagieren, hier beginnen, sich auszutauschen», sagt Nathalie Streit.

Manchmal tauchen auch unvermittelt Emotionen auf: Dem Herrn aus dem Tessin kommen immer wieder die Tränen, als er von Familienmitgliedern erzählt, viele schon längst gestorben, und von alten Schulfreunden, auch sie nicht mehr am Leben. Einige murmeln tröstende Worte, die Anteilnahme ist spürbar. «Das ist keineswegs selbstverständlich», sagt Streit. «Anfangs erlebte ich oft feindselige Stimmungen und jemand rief ärgerlich: «Auf den müssen Sie gar nicht achten, der erzählt immer Quatsch» oder Ähnliches.»

Eintauchen in Bilder fördert Empathie

Inzwischen hätten sich solche Missstimmungen gelegt, in anderthalb Jahren sei eine richtig schöne Gemeinschaft gewachsen, auch wenn die Zusammensetzung immer wieder wechselt. «Das Eintauchen in die Bilder und die Resonanz der Gruppe begünstigt die Empathie und die Feinfühligkeit», erklärt sie. «Ausserdem schafft das gemeinsame Erleben ein Gefühl von



Haushalten früher: Mit den Bildern erwachen Erinnerungen an Gerüche und Geräusche. Foto: Google Image

Zusammengehörigkeit – und es gibt den Teilnehmenden ein Gefühl von Klarheit, von Sicherheit, wo sonst so viele Bilder durcheinanderwirbeln.» Für einen Moment wissen sie dann plötzlich wieder: «Ja, so war das.»

Erstaunlich, was an einem Nachmittag an Erinnerungen zusammenkommt, wie lebhaft sich die meisten beteiligen. Immerhin leiden sie alle an Demenz in unterschiedlichen Stadien, einige erwachen nur noch selten aus dem Vergessen. Aber mit den Bildern tauchen Gefühle, Gerüche und Geschmäcker von früher wieder auf, werden lebendig, holen die Gruppenteilnehmer in Gedanken aus dem modernen Bau neben der Autobahn heraus. Irgendwohin, wo der See leise ans Ufer plätschert, wo Palmen wachsen, wo frisch gemähtes Gras nach Sommer duftet. Und sie erleben all das zusammen. Soziale Teilhabe pur ist das, «Partizipation» – wichtige Elemente für demenzbetroffene

Anzeige

«Gemeinsam Mehrwert schaffen.»

BDO AG

Kontaktieren Sie unsere Experten:
BDO AG Biberiststrasse 16, 4001 Solothurn, Tel. 032 624 62 46
BDO AG Landenbergstrasse 34, 6002 Luzern, Tel. 041 368 12 12
BDO AG Entfelderstrasse 1, 5001 Aarau, Tel. 062 834 91 91

Prüfung | Treuhand | Steuern | Beratung

Ihr Vertriebspartner:

ABACUS
business software

BDO

www.bdo.ch

Menschen, die oft im Gefühl leben, keinen Wert mehr zu haben, ihren Platz in der Gemeinschaft verloren zu haben. Solche Erlebnisse hingegen machen sie glücklich. Das spüren die Pflegefachleute oft noch lang nach den Foto-Cafés. «Die Veranstaltungen bewegen etwas. Manchmal kommen die Leute ganz vergnügt auf die Abteilung und diskutieren angeregt weiter», sagt Ursula Gonzalez, Fachfrau Betreuung am Tageszentrum der Institution. Ab und zu seien sie auch eher emotional durcheinander, «aber auf jeden Fall kommen sie aus einer anderen Welt zurück». Schule und Landwirtschaft, ergänzt Nathalie Streit, seien Themen, die die Teilnehmer immer besonders anregen: «Davon können die meisten viel Wichtiges erzählen – und sie leben dabei auf.»

Ein Farbtupfer im Alltag

Barbara Steffen-Bürgi, Leiterin Wissenszentrum im Schönberg, untersucht die Erfahrungen mit dem Foto-Erzähl-Café und ist begeistert: «Für Menschen mit Demenz ist es wichtig, in einer Gruppe als Persönlichkeit anerkannt zu werden, Erlebnisse auszutauschen, sich wahrgenommen zu fühlen. Auf alle diese Bedürfnisse geht das Erzähl-Café ein.» Die Fachleute in Palliativ- und Demenzpflege hätten vom Kanton den Auftrag erhalten, auch aussergewöhnliche Angebote in die Betreuungskette aufzunehmen, und die Fototherapie biete tatsächlich einen neuen Ansatz. «Sie ist ein Farbtupfer im Alltag und therapeutisch sehr bedeutsam.» Eine erste «teilnehmende Beobachtung» einer Ethnologin und wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Zentrums Schönberg zeige bereits, dass sämtliche Angebote zur sozialen Teilhabe sehr wichtig seien für Menschen mit Demenz, sagt Steffen. «Und ich habe schon selbst beobachtet, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Foto-Erzähl-Cafés tatsächlich Lebensqualität gewinnen und zum Teil extrem zufrieden herauskommen.»

Nebst der Veranstaltung für Gruppen bietet Nathalie Streit auch Einzelbegleitungen an. Sie hat keine Berührungängste, moderne technische Mittel zu verwenden, um längst vergessene Bilder wieder in die Erinnerung hervorzuholen. Manchmal drückt sie einem Bewohner eine Kamera in die Hand und hilft ihm, eine ganz persönliche Fotogeschichte zusammenzustellen. Oder sie hilft einer Bewohnerin, einen Kurzfilm zu gestalten, wie jener Frau mit dem langen weissen Zopf aus dem zweiten Stock. Solche Aktionen brauchen oft viel Einfühlungsvermögen: Anfangs konnte die Bewohnerin partout nichts erzählen, sass verloren da und erwähnte nur immer wieder einen Hochsitz. Auf Fragen konnte sie nicht antworten, wusste nicht, wie der Hochsitz aussah, wo er stand, was sie dort gemacht hatte. Bis Streit das Bild eines hölzernen Hochsitzes im Wald auf das iPad herunterlud. Auf einen Schlag war die alte Dame hellwach. «Ja, genau so sah er aus, auf so einem Hochsitz

Das Foto-Erzähl-Café im Demenzkompetenzzentrum Schönberg in Bern existiert seit Oktober 2014. Es ist ein bisher einzigartiges Angebot in der Schweiz. **Kontakt und weitere Informationen:** www.na-da.ch/fotostory



Fototherapeutin Nathalie Streit zeigt Bilder und greift auf, was die Teilnehmer in die Runde werfen. Foto: cwe

sass ich immer mit meinem Grossvater und beobachtete mit ihm die Waldtiere», jetzt war sie kaum zu bremsen und die Erinnerungen sprudelten: an den Wald, an die Tiere. Und vor allem an den Grossvater. Und die Katzen, die in ihrem Leben immer eine grosse Rolle gespielt hatten: «So liebe und kluge Tiere.»

Expertin im eigenen Kurzfilm

So entstand ein Kurzfilm mit zahlreichen Katzenbildern, von Nathalie Streit zusammengestellt, im Hintergrund ist die Stimme der Frau zu hören, die von ihren Katzen erzählt. So ist sie für einen Moment zur Expertin geworden, sie ist diejenige, die sich auskennt – in ihren persönlichen Erinnerungen, aber auch mit Katzen. «Ein sehr schönes und kostbares Produkt ist entstanden», erklärt die Therapeutin: «Ein einzigartiger Film, den die Bewohnerin voller Stolz und Glück all ihren Besuchern und Mitbewohnern vorspielt.»

Im Foto-Erzähl-Café ist die Kaffeepause mit Kuchen längst vorbei, friedliches Plaudern und Zusammensein haben die Zeit im Nu verfliegen lassen. Und auch die zweite Hälfte der Tessinbilder und Erzählungen geht schnell vorbei. Die Stimmung ist entspannt, einige diskutieren weiterhin angeregt über die Bilder. Andere haben ihre Gedanken abschweifen lassen oder geniessen gedankenverloren das Bild mit den üppigen Glyzinien, die eine alte Steinpergola überwachsen, oder jenes mit der Eidechse, die an der Sonne liegt. Das Schlussbild mit dem bunten Boccalino, dem Tessiner Weinkrüglein, quittieren einige mit einem Lachen, viele hatten vor Jahren ein solches Krüglein als Souvenir aus dem Tessin mitgebracht. «Ja, das wäre es für heute», schliesst Nathalie Streit mit einem freundlichen Lächeln. «So spannend, was wir alles miterlebt und gelernt haben!»

Nach kurzem Applaus haben es alle plötzlich eilig: Schon bald ist Zeit für das Abendessen. Nur der alte Herr mit Bürstenschneid und Brille kann sich kaum losreissen, er weilt in Gedanken immer noch im Tessin. Er ist ein bisschen aufgewühlt. Aber er hat die Bilderreise in seine Erinnerungen offensichtlich genossen und schwelgt noch lange darin. ●

Warum schaffen Menschen mit psychischer Beeinträchtigung grossartige Kunstwerke?

«Kunst braucht keine Anleitung»

Kunsttherapie ist etwas Sinnvolles, hat aber nichts mit Kunst zu tun. Das sagt Monika Jagfeld*. Sie ist Leiterin des Museums im Lagerhaus in St. Gallen und eine anerkannte Spezialistin für sogenannt Naive Kunst und Outsider Art.

Interview: Urs Tresp

Frau Jagfeld, steckt eigentlich in jedem Menschen ein Künstler?

Monika Jagfeld: Joseph Beuys sagt das, ja. Wenn ich aber mich selbst anschau, würde ich sagen: Nein, ich bin keine Künstlerin. Was ich aber sicher sagen kann: Jeder Mensch ist kreativ.

Tatsächlich?

Die Frage ist: Muss sich diese Kreativität immer künstlerisch äussern? Man kann auch kreativ denken, kreativ managen, kreativ Visionen entwickeln. Ich muss also Kreativität nicht in einem Bild festmachen oder in einem Musikstück oder darin, dass ich besonders schön tanze.



* **Monika Jagfeld** ist seit 2008 Leiterin des Museums im Lagerhaus St. Gallen. Zuvor hatte sie nach einem Kunstgeschichte- und Psychologiestudium in der Sammlung Prinzhorn in Heidelberg (Kunst von Psychatriepatienten) gearbeitet und das Museum Charlotte Zander (Bönningheim D) mit Naiver Kunst und Art Brut mitgeleitet.

Und wann wird aus Kreativität Kunst?

Das ist die Gretchenfrage, wenn man sich mit Kunst beschäftigt. Ich erinnere daran, dass der Begriff «Impressionismus» seinerzeit ein Schimpfwort war. Man war empört über eine Malerei, die sich derart an der realen Erscheinung orientiert, dass ein Gebäude im Sonnenlicht violett erscheinen kann. Das entsprach nicht dem akademischen Kunstverständnis. Was ich damit sagen will: Es ist immer vom aktuellen Zeitverständnis auszugehen, wenn man fragt, was Kunst ist. Wie begreift die jeweilige Gesellschaft in ihrer Zeit Kunst?

Sie beschäftigen sich mit Kunst, die ausgesprochen nicht akademisch ist. Sie heisst Art Brut, Naive Kunst oder Outsider Art. Was ist an dieser Kunst Kunst?

Für mich ist ein Werk dann Kunst, wenn – abstrakt formuliert – eine Transformation stattfindet.

In welcher Art?

Kunst hat sehr viel mit Kommunikation zu tun. Zuerst gibt es die Person, die etwas schafft. Das heisst: Im Kreieren findet eine Kommunikation statt zwischen dem Schaffenden und dem Material, mit dem er etwas gestaltet. Die entscheidende Frage

ist, ob dabei etwas Neues entsteht, das seinerseits in Kommunikation mit anderen tritt. In der Kunsttherapie, wie sie in psychiatrischen Einrichtungen und anderen Institutionen angeboten und praktiziert wird, bleibt das, was gestaltet wird, meist sehr eng bei der Person und der therapeutischen Situation. Soll es auch. Es findet im Werk aber nicht unbedingt eine Transformation in etwas Neues statt.

«Die entscheidende Frage ist, ob etwas Neues entsteht, das in Kommunikation mit anderen tritt.»

Sondern?

Es geschieht für diesen Moment für die Person in therapeutischer Absicht. Das ist wichtig. Es geht nicht um die Frage der Kunst, um eine Wirkung nach aussen, sondern um einen therapeutischen Prozess mit künstlerischen Mitteln.

Und wann passiert etwas nach aussen, sodass es Kunst wird?

Wie gesagt, es muss eine Transformation in etwas Neues stattfinden. Dann muss das Werk auch zuerst einmal nach aussen kommen, um in Kommunikation mit anderen zu treten. Der aussenstehende Betrachter steht vor diesem Werk, von dem er vorerst nichts weiss. Aber zwischen Betrachter und Werk passiert etwas.

Hängt das Werk in einem Museum oder in einer Galerie, gehen wir vielleicht ein paar Schritte weiter, drehen uns noch einmal um, gehen zurück, beschäftigen uns auf einmal mit dem Werk, weil wir darin eine Aussage finden – eine neue Realität, eine neue Welt, einen neuen Blick auf die vermeintlich bekannte Welt. Das kann etwas Verstörendes sein, aber auch etwas sehr Schönes. Es geschieht also auch etwas Neues zwischen dem Betrachter und dem Werk.

Kunst entsteht also für jeden Betrachter, jede Betrachterin ganz anders. Warum ist man sich denn so einig, dass Kunst ist, was zum Beispiel Picasso gemalt hat?

Einen solchen Konsens gibt es selten von Anfang an. Oft ergibt er sich erst über einen Zeitraum hinweg. Und er ist von einer Kultur und ihren jeweiligen Rezeptionsbewegungen abhängig. Es gibt

Beispiele, die zeigen, dass gesellschaftliche Normen und Konventionen entscheiden, was Kunst ist. Von der Kunst, die in psychiatrischen Anstalten entstand, sprach man noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von «Irrenkunst». Kunst von Frauen wurde lange von der Kunstgeschichtsschreibung nicht wahrgenommen. Heute sind Frida Kahlo oder Camille Claudel anerkannte Künstlerinnen, und viele andere

«Vergessene» wurden neu entdeckt. Dieser Konsens kam aufgrund der gesellschaftlichen Entwicklung und neuer gesellschaftlicher Wertmassstäbe zustande. Heute würde niemand mehr Picasso infrage stellen. Das heisst allerdings nicht, dass wir von allen Werken Picassos gleichermassen überzeugt sind. Aber bei dem, was wir als Kunst bezeichnen, ist sich doch eine grosse Menge von Menschen einig, dass in der Kommunikation mit manchen Werken etwas Besonderes geschieht, wo andere «stumm» bleiben. >>

«Es gibt Beispiele, die zeigen, dass gesellschaftliche Normen entscheiden, was Kunst ist.»



«Meine Freunde»: Werk von Hedi Zuber (1916–1996).**

Foto: Museum im Lagerhaus. St. Gallen

Sie reden von Kommunikation. Könnte man auch von der Suggestionskraft eines Kunstwerks sprechen?

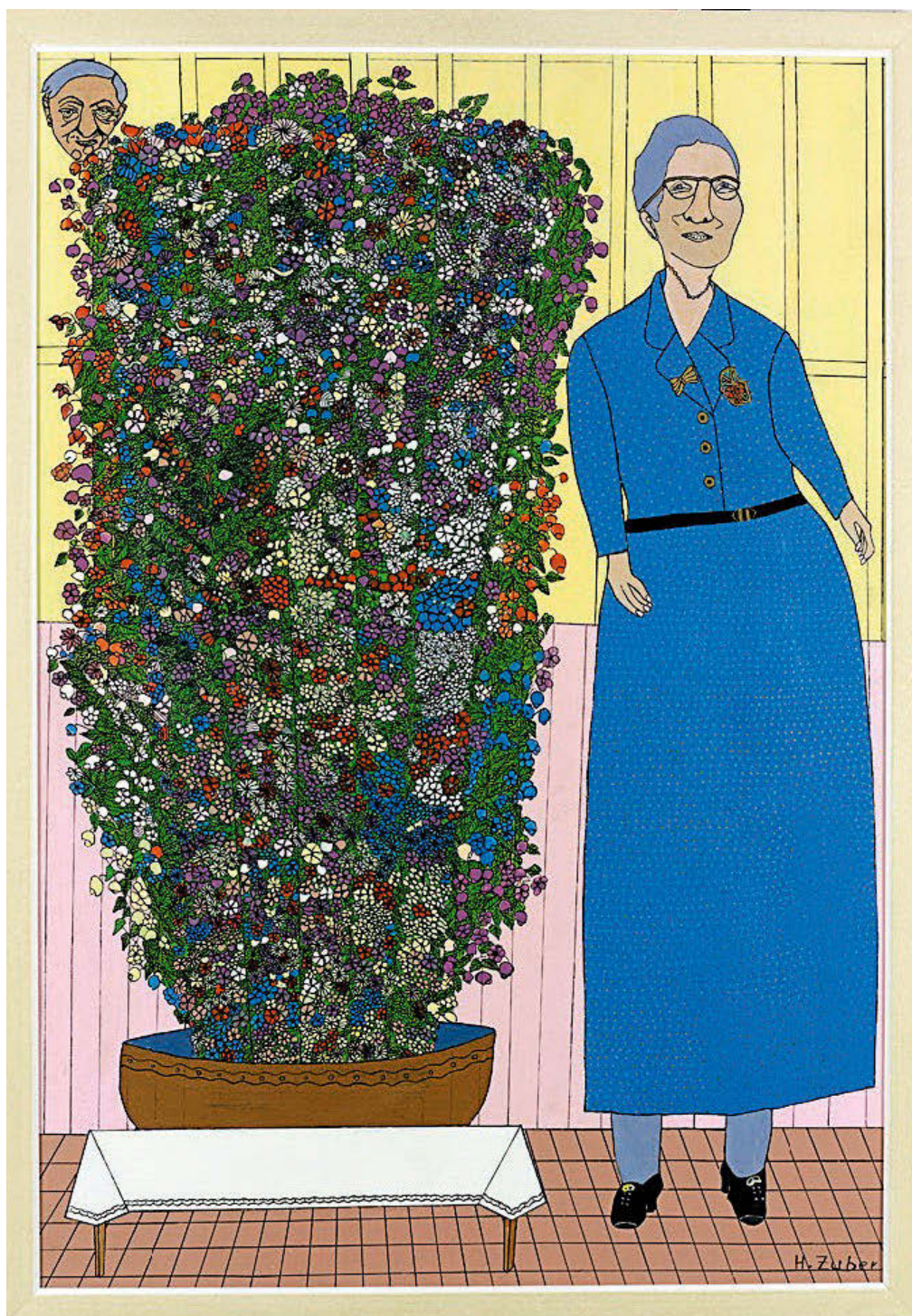
Vielleicht, ja, wobei ich der Meinung bin, dass im und mit dem Werk tatsächlich eine neue Realität entsteht. Das geht über reine Suggestionskraft hinaus.

Und welches ist die Kraft in der Naiven Kunst, in der Art Brut? Für die meisten Menschen wirkt diese Kunst sehr kindlich.

Kindlich ist sie nicht! Manche Werke sind in ihrer Formensprache stark vereinfacht, andere aber auch sehr komplex. Ein Kind würde solche Bilder nicht malen.

Was ist der Unterschied?

Es gibt die Vorstellung, dass nicht-akademisch ausgebildete Kunstschaffende gleich malen oder zeichnen wie Kinder. Dabei haben diese Künstler ihren eigenen Erwachsenenblick auf die Welt. Sie geben das wieder, was sie als erwachsene Person erleben, sehen und beschäftigt. Sofern sie sich an der realen Umwelt orientieren, ist es der erwachsene Blick auf diese Umwelt und diese Realität. Auch wenn die Werke uns Innenwelten offenbaren, zeigen sie das Empfinden, Denken, Reflektieren des Erwachsenen. Ein Kind reflektiert anders als ein erwachsener Mensch.



«Mutter mit Blumen» von Hedi Zuber (um 1989).**

Foto: Museum im Lagerhaus St. Gallen

Es gibt ja verschiedene

Bezeichnungen für diese Art von Kunst: Art Brut, Naive Kunst, Outsider Art. Gibt es da Unterschiede?

Unter Naiver Kunst verstehen wir autodidaktisches Kunstschaffen, das sich an der Realität orientiert, aber durchaus surreale, fantastische Elemente beinhalten kann. Wir denken da an Henri Rousseau. Aber man bezog auch Werke mit ein, die wir heute nicht unter Naiver Kunst subsumieren würden. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte man keine anderen Begriffe für dieses «andere» Kunstschaffen. 1945 brachte der Künstler Jean Dubuffet den Terminus «Art Brut» auf für eine kulturell unbeeinflusste Kunst, dessen Definition heute ebenfalls historisch

verstanden werden kann. Heute verwenden wir meist den Begriff «Outsider Art» und verstehen darunter alles, was abseits des professionellen Kunstbetriebs, der Akademien und des Kunstmarkts entsteht.

Inzwischen ist allerdings auch die Outsider Art Teil des Kunstbetriebs und des Kunsthandels. Es gibt auch Sammler. Welchen Einfluss hat dies auf die Outsider Art?

Wenn wir nur auf die Werke als Produkt, ihre Präsentation und ihre Vermarktung schauen, gibt es tatsächlich keine Trennung zwischen diesen Kunstwelten. Aber der Kontext ihrer Entste-

hung ist ein vollkommen anderer. Diesen Unterschied darf man meines Erachtens nicht verwischen.

Und welche Rolle spielen die Sammler?

Für das Entstehen der Kunst zuerst einmal keine. Entscheidenden Einfluss haben da Kunstateliers, die oft Institutionen wie psychiatrischen Kliniken angeschlossen oder auf Menschen mit einer mentalen Beeinträchtigung ausgerichtet sind. Hier geschieht eigentlich schon eine Art Akademisierung der Outsider Art, und eine Grenzziehung zwischen Kunst mit und ohne Anleitung ist hier kaum noch möglich. Die Kunstateliers decken aber auch das Defizit einer akademischen Ausbildung für Menschen mit Beeinträchtigung auf.

Haben Outsider-Künstler denn einen Bonus, wenn sie in den Kunstbetrieb geraten, dass man ihre Werke schneller interessant findet?

Das ist Sache des Kunstmarkts, über den bestimmte Künstlerinnen oder Künstler gehypet werden. Das funktioniert bei Outsider Art genau gleich wie bei professioneller zeitgenössischer Kunst. Das sind Marktmechanismen, die aber noch nichts über die Qualität eines künstlerischen Werks aussagen. Es gibt Kunst – unabhängig, ob Outsider Art oder professionell –, die geädelt wird durch eine Ausstellung in einem etablierten Haus. Und es gibt Kunst, die noch nie an einer Biennale zu sehen war, aber ebenso gut ist.

Was unterscheidet Kunstwerke von Menschen mit psychischen, mentalen oder geistigen Beeinträchtigungen denn grundsätzlich von herkömmlichen Kunstwerken?

Zwischen den Werken an sich ist kein Unterschied zu machen. Es ist aber wie gesagt ein vollkommen anderer Kontext, in dem diese Kunst entsteht. Ein Kunstschaffender, der sich im akademischen Umfeld bewegt, hat eine andere Ausbildung und andere Möglichkeiten. Wer Künstler wird, entscheidet sich – für die Malerei, für die Fotografie oder Video-Kunst, für die Bildhauerei. An einer Kunstschule steht die ganze Palette an Möglichkeiten zur Verfügung. Man kann sogar im Lauf der Ausbildung wechseln. Es findet bei diesen Künstlern also eine stetige Reflexion des eigenen künstlerischen Handelns statt. Nicht nur inhaltlich oder formal, sondern grundsätzlich.

Und bei sogenannten naiven Künstlerinnen und Künstlern passiert das nicht?

Ich weiss nicht, in welchem Moment sich diese Künstlerinnen und Künstler entscheiden, das zu tun, was sie tun, und was sie vorab schon innerlich vollzogen haben. Aber in dem Moment, da sie es umsetzen, wissen sie offenbar, was sie machen, wie sie es machen, wie ihre Idee zu gestalten ist – und sie tun es einfach, unabhängig von einer äusseren Beurteilung. Sie zeigen

kein Hinterfragen, keine Zweifel. Sie wissen. Und diese Künstlerinnen und Künstler arbeiten zumeist mit Materialien, die ihnen gerade zur Verfügung stehen. Das sind oft Dinge aus dem Alltag und sie haben gar nicht die Möglichkeit, an Kunstmaterialien heranzukommen.

Anleitung brauchen sie nicht?

Überhaupt nicht. Es gibt viele Outsider-Künstler, die nie in einem Atelier, nie unter Anleitung gearbeitet, sondern einfach von sich aus begonnen haben. Gerade die Arbeiten, die in den psychiatrischen Anstalten Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sind, wurden ohne Anleitung geschaffen. Es gab noch keine Ateliers und auch noch keine Kunsttherapie. Da musste zum Beispiel eine Frau in der Nähstube arbeiten. Sie hat Fäden und Stoffreste zusammengeklaut und daraus heimlich einen Bildteppich gestickt. Oder jemand rupft aus einem Karton ein Bild – ohne Anleitung, ohne speziell zur Verfügung gestelltes Kunstmaterial.

«Es gibt viele Outsider-Künstler, die nie unter einer Anleitung gearbeitet haben.»

Diese Kunst hat also gar nichts zu tun mit der Kunsttherapie, die in den Institutionen angeboten wird?

Kunsttherapie ist ein therapeutisches Setting, nicht Kunst. Es kann sein, dass jemand durch die Erfahrungen einer Kunsttherapie einen Zugang zur Kunst, zum künstlerischen Ausdruck findet und beginnt, künstlerisch tätig

zu werden. Aber Kunsttherapie ist wirklich Therapie, im Vordergrund steht der therapeutische Prozess und nicht das Werk, das dabei entsteht.

Aber jemand, der Kunst schafft, kann davon auch therapeutisch profitieren?

Das kann selbstverständlich sein. Auch Künstler und Künstlerinnen, die nicht psychisch oder mental beeinträchtigt sind, können aus ihrem Schaffen so etwas wie einen therapeutischen Gewinn ziehen.

Inwiefern?

Kunst schaffen kann etwas Kathartisches beinhalten, sie kann zu einer Bereinigung oder Verarbeitung einer Situation führen.

Muss aber nicht?

Nein.

Kunsttherapie hat diesen Anspruch.

Ich erachte es für richtig und wichtig, dass über verschiedene Wege in einem therapeutischen Setting kommuniziert und an das Kreative im Menschen appelliert wird. Ebenso, dass es Orte eines kreativen Angebots gibt. Hier können Menschen sich auf neue Art und Weise erfahren und ausdrücken. Ich wehre mich allerdings dagegen, wenn etwas zur Art Brut deklariert wird, nur weil es von einer Person mit einer mentalen oder psychischen Beeinträchtigung geschaffen wurde. Es gibt Menschen, die es unabhängig von einer Beeinträchtigung schaffen, sogar in extrem schwierigen Lebenssituationen Kreativität in Kunst umzusetzen. Am Ende aber sind das wenige. ●

** Die Ausstellung «Hedi Zuber und ihre Freunde» im Museum im Lagerhaus in St. Gallen ist noch bis zum 10. Juli zu sehen.

Vorbereitungskurs eidg. Berufsprüfung Fachfrau/-mann Langzeitpflege

www.zag.zh.ch

- ◆ Für FaGe, FaBe, DN1, FA SRK und andere
- ◆ Anrechnung vorhandener Kompetenzen
- ◆ Gezielte Prüfungsvorbereitung
- ◆ Informationsveranstaltung:
28. April 2016
um 17.00 Uhr am ZAG.

teamfähig, selbständig, initiativ.
Ich bin ZAG!

Zentrum für Ausbildung
im Gesundheitswesen Kanton Zürich
Turbinenstrasse 5, CH-8400 Winterthur
T +41 52 266 09 09, info@zag.zh.ch

ZAG

CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

lebens weg biografisch arbeiten

25./26. Oktober 2016
Luzern

www.weiterbildung.curaviva.ch/sozialpaedagogik

Minimieren Sie die Anzahl Schnittstellen
zwischen den IT-Systemen Ihres Alters- und
Pflegeheims mit der umfassenden

SWING-Stationär Gesamtlösung

- ✓ inklusive elektronische Pflegedoku
- ✓ mit optimaler BESA5-Integration
- ✓ kompatibel mit elektronischem
Patientendossier (EPD)*

 **SWING**
Software für Menschen

**SWING – Software-Lösungen für
die Pflege von heute**

* SWING ist Pilotpartner von Swisscom und Post beim
elektronischen Patientendossier

**Mehr Zeit für
das Wesentliche**

Musik machen mit Perkussionsinstrumenten fördert zahlreiche Kompetenzen

Trommeln für gute Gefühle

In der Sonder- und Sozialpädagogik ist die Musik in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Sie hilft Kindern und Jugendlichen, sich auszudrücken, und sie lehrt, auf andere zu hören. Schlaginstrumente sind besonders geeignet. Sie können ohne besondere Kenntnisse gespielt werden.

Von Urs Treppe

Trommeln gehört zu den ältesten Kommunikationsarten, mit denen sich die Menschen und sogar höhere Primaten über größere Distanzen miteinander verständigen. Die Schläge auf hohle Bäume oder gespannte Tierhaut – das wussten unsere Vorfahren in grauester Urzeit – tragen weiter als die menschliche Stimme. Und mit Schlagen und Klopfen lässt sich eine einfache und verständliche Sprache kreieren, die jeder und jede «sprechen» und verstehen können. Das Trommeln war wohl von Anbeginn der Menschheit Begleiter des sozialen Lebens.

Bis heute haftet dem Trommeln etwas Archaisches an. Die in unserer Gesellschaft zur Mode gewordenen schamanischen Rituale kommen nicht ohne perkussive Begleitung aus. Und bis heute wird überall auf der Welt getrommelt, wenn etwas Wichtiges oder Grossartiges angekündigt werden soll.

Tonale Musik klingt in den verschiedenen Kulturen der Welt ganz unterschiedlich, hat immer eine eigene Euphonie. Die perkussive Musik aber ist weltumspannend. Sie unterscheidet sich einzig durch die unterschiedlichen Schlaginstrumente, die in den verschiedenen Weltgegenden verwendet werden. Würde zu Urzeiten wohl noch überall auf ähnlichen Resonanzkörpern herumgetrommelt, haben sich mit der kulturtechnischen

Entwicklung die verschiedensten Schlaginstrumente herausgebildet: unzählige Arten von Rasseln, Zimbelen, Gongs, Trommeln und Glocken. In unserer heutigen, globalisierten Welt haben die Perkussionsinstrumente aus fernen Kulturen Eingang gefunden in die Musik – und in den Musikunterricht. Vor allem afrikanische und südamerikanische, aber auch fernöstliche Schlaginstrumente gehören heute wie selbstverständlich zur Ausrüstung einer hiesigen Musikschule.

Musik der «zweiten Chance»

Als «Musik der zweiten Chance» hat der deutsche Perkussionslehrer Till Bommer das Trommeln einmal bezeichnet: «Offensichtlich sind viele Menschen von der europäischen Form des klassischen Musikunterrichts verschreckt und sehen in der Trommel eine zweite Chance.»

Das Musizieren mit Perkussionsinstrumenten ist ein Musizieren mit pädagogischem und gleichzeitig therapeutischem Effekt. Trommeln schärft das Sensorium für Rhythmen, Klänge, Tempi und Lautstärken – und es trainiert Motorik, Konzentration und, wenn in Gruppen getrommelt wird, Interaktion. Zudem kann Trommeln Aggressionen herunterfahren, Stress abbauen, beruhigen.

Im Gegensatz etwa zum Musizieren mit der Geige oder auf dem Klavier, wo erst nach einer längeren oder langen Zeit des Übens und der

Aneignung von Fertigkeiten richtig musiziert werden kann, kann mit den Schlaginstrumenten von Beginn weg Musik gemacht werden – auch im Ensemble: Rasseln, Gongs, Tamburine begleiten die Melodieinstrumente. Der deutsche Komponist Carl Orff (1895–1982) hat diesen pädagogischen Aspekt als einer der Ersten in seine Kompositionen eingebaut.

«Musik ist eine Lebenshilfe, weil sie emotional regulierend wirkt und zur Selbstbesinnung und Selbstfindung veranlasst.

>>

Mit Schlagen und Klopfen lässt sich eine einfache und verständliche Sprache kreieren.

Schlagzeuglehrer Kurt Bucher über seine Arbeit mit Menschen mit Einschränkungen

«Kein Lärm, sondern Musik»

Das Schlagzeug eignet sich gut als Musikinstrument für Kinder und Jugendliche mit einer körperlichen oder geistigen Einschränkung, sagt Schlagzeuglehrer Kurt Bucher*. Zwar dürfen seine Schülerinnen und Schüler kräftig draufhauen. Sie sollen aber auch leisere Töne kennenlernen.

Interview: Urs Tremp

Herr Bucher, warum ist das Schlagzeug ein gutes therapeutisches Instrument?

Kurt Bucher: Ein Schlagzeug ist in erster Linie ein ganz faszinierendes Instrument. Es lebt sofort, wenn man draufschlägt. Vor allem kann man kräftig draufhauen. Bei anderen Instrumenten muss man vorsichtig und feinfühlig agieren. Beim Schlagzeug aber kann man mit der ganzen Körperkraft draufhauen und Lärm machen. Das tut dem Selbstwertgefühl gut. Es geht sofort, wie man will: laut und kräftig oder leise und fein. Schlagzeugspielen ist kein Lärm, sondern Musik!

Schreckhaftere Kinder hält dies wohl eher vom Schlagzeug ab. Für wen eignet sich denn das Schlagzeug als therapeutisches Musikinstrument?

Tatsächlich für alle. Das ist ja das Gute: Man kann auch ganz fein und nuanciert spielen. Vor allem aber: Schlagzeug geht auch für Menschen mit motorischen Einschränkungen. Es tönt, auch wenn man sich nicht behände bewegen kann. Ich mache die Erfahrung, dass auch Menschen mit schweren Einschränkungen am Schlagzeug etwas gestalten können. Bei einer Geige tönt es einfach falsch, wenn man gewisse Fertigkeiten nicht hat. Das Schlagzeug aber bietet ganz viele Möglichkeiten, es zu spielen.

Geht es denn bei Ihrer Arbeit in erster Linie um therapeutische oder auch um musikalische Ziele?

Ich bin kein Therapeut. Gut möglich, dass der Schlagzeugunterricht eine therapeutische Wirkung hat. Mir geht es allerdings darum, dass die Kinder und Jugendlichen etwas gestalten, dass sie Musik machen und nicht einfach Lärm. Was sich allerdings vom herkömmlichen Musikunterricht

unterscheidet: Wir spielen ohne den Druck, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Aufführungsreife oder zu einer Zeugnissnote kommen zu müssen. Es geht in erster Linie um Freude und sich gut zu fühlen.

Aber einen gewissen Ehrgeiz möchten Sie wecken bei Ihren Schülerinnen und Schülern?

Natürlich! Im Vordergrund steht jedoch, dass sie zufrieden sind nach einer Schlagzeuglektion und sich freuen auf ein nächstes Mal – ganz egal, wie gross die musikalischen Fortschritte sind. Ein Ehrgeiz, musikalisch weiterzukommen oder noch schneller, lauter oder leiser spielen zu können, ist bei den allermeisten spürbar. Durch Spielereien und den Spass am Schlagzeugspielen entwickeln die meisten Kinder von sich aus musikalischen Ehrgeiz. Manche Kinder brauchen die körperliche Anstrengung, die das Schlagzeugspielen bietet. Alle Schüler haben bei mir die Möglichkeit, in einer Gruppe zu spielen. Da lernen sie, aufeinander zu hören, sich einzuordnen in ein grösseres Ganzes. Einer meiner Schüler mit Down Syndrom ist inzwischen Schlagzeuger in einer Guggenmusik. Und wir laden ab und zu auswärtige Musiker ein, die mit uns zusammen spielen.

«Einer meiner Schüler mit dem Down Syndrom ist Schlagzeuger in einer Guggenmusik»

Welches ist denn der therapeutische Effekt, wenn man in einem Ensemble spielt?

Man lernt, aufmerksam zu sein, aufeinander zu hören und Verantwortung zu übernehmen. Aber für das Wohlbefinden ist viel entscheidender, wenn man erlebt, wie das

Zusammenspielen einen Groove entwickelt, und wenn man diesen Groove spürt. Das ist die wunderbare Erfahrung, die alle Musikerinnen und Musiker machen – ob mit einer Behinderung oder ohne. Man bewirkt etwas, was schön ist und einen tief befriedigt. Eine wunderbare Art von gelungenem Sozialleben eigentlich.

Welche Erfahrungen gehören für Sie zu den schönsten, die Sie bei Ihrer Arbeit als Schlagzeuglehrer machen?

Mit welcher Freude und Engagement sich meine Schülerinnen und Schüler auf den Schlaginstrumenten ausdrücken. Und ihre unglaubliche Musikalität. Das ist absolut bewundernswert und wunderschön! Es macht grosse Freude, bei den Schülerinnen und Schülern ein Feuer zu entfachen dürfen. ●

* Kurt Bucher, 33, ist Sozialpädagoge, Künstler, Musiker, Clown und Leiter des Luzerner Musikangebots «schlag-fertig» (Schlagzeugunterricht für Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung).



Schlagzeuglehrer Kurt Bucher mit einem Schüler: «Es macht grosse Freude, bei den Schülerinnen und Schülern ein Feuer zu entfachen.»

Foto: Mathias Bühler

Das Musizieren in der Gruppe ermöglicht zudem Erfahrungen mit dem Verhalten in einer Gemeinschaft und dient so der Sozialisation», schreibt der Musikpädagoge Robert Wagner. Sein vor fünf Jahren verstorbener Kollege Hans Günther Bastian ergänzte: «Musikunterricht ermöglicht quasi nebenbei, neben dem Erlernen von Fertigkeiten, die zum Musikmachen befähigen, eine ganze Reihe von Erfahrungen, die der Entwicklung verschiedener anderer Fähigkeiten des Menschen dienen können, zum Beispiel den Umgang miteinander. Der Umgang mit Musik kann den jungen Menschen Wege zum Mitmenschen, zur Gruppe, zur Gemeinschaft, zur Gesellschaft öffnen wie kaum eine andere soziale Tätigkeit.»

Die englisch-amerikanischen (Musik-)Pädagogen Paul Nordoff und Clive Robbins, die Ende der Fünfzigerjahre ihre Arbeit mit beeinträchtigten Kindern begannen, haben festgestellt, dass gerade apathische Kinder und Jugendliche beim Trommeln besonders aktiv werden:

«Trommeln und Becken sind von Natur aus attraktiv für Kinder; und die, die nicht bereitwillig mit anderen Mitteln kommunizieren, drücken sich mit ihrer Hilfe oft überraschend intensiv aus. Diese Kinder ordnen ihr Sein, während sie ihr Schlagen ordnen.»

Tatsächlich ist trottelnndes Miteinander ein probater Weg, junge Menschen dahin zu führen, dass sie sowohl eine individuelle Rolle finden als auch ihre Sozialfähigkeit (weiter-)ent-

wickeln. Im Gegensatz zum sportlichen Wettstreit, der ebenfalls diese Fähigkeiten ausbildet, fällt beim Musizieren freilich der Konkurrenzkampf weg. Das verbindend Gemeinsame tritt in den Vordergrund. Gerade darum ist das perkussive Miteinandermusizieren im Rahmen eines sozialpädagogischen Settings besonders geeignet.

Musikalisch kommuniziert es sich anders als verbal

Sozialpädagogen, die mit schwierigen Jugendlichen musikalisch arbeiten, haben festgestellt, dass es den jungen Menschen hilft, wenn die Lehrerinnen und Lehrer möglichst wenig reden. Denn Reden assoziieren sie mit Autorität. Entsprechend verschliessen sie sich. Das Musizieren aber – obgleich auch ein Dialog zwischen Lehrer und Schüler – öffnet sie. Sie hören hin und antworten auf die musikalischen Äusserungen. Das geht am einfachsten mit Schlaginstrumenten. Sehr schnell lernen Jugendliche, einen musikalischen Dialog aufzunehmen, ihn weiterzuführen, ihn zu erweitern. Sie lernen, mit Stille kreativ umzugehen, Lärm zu bändigen – alles Dinge, die ihnen im normalen Alltagsleben oft schwerfallen. Das Trommeln ermöglicht, den eigenen Rhythmus so zu strukturieren, dass er kompatibel wird mit den Rhythmen anderer Menschen.

Trommeln erhöht also die soziale Kompetenz und die menschliche Empathie. ●

**Reden wird mit
Autorität assoziiert.
Davor verschliessen
sich Jugendliche.
Musik wirkt anders.**

Ihr Ansprechpartner für alle Hygienefragen:

- Kurse
- Kontrollen
- Audits
- Beratungen
- Revalidierungen

der Link zur Hygiene | le lien vers l'hygiène
www.hygienepass.ch



Aktuelle Produkte und Aktionen in unserem Web-Shop auf www.almedica.ch



Mit Ihrer Spende geben Sie Kindern in aller Welt eine Zukunft:

www.sos-kinderdorf.ch
PC 30-31935-2



Im Alter zu Hause leben

Heimelig Betten möchte, dass Sie sich zuhause fühlen.

Wir beraten Sie gerne und umfassend und übernehmen die erforderlichen administrativen Aufgaben mit den Kostenträgern, damit Sie Ihren Alltag zuhause weiterhin geniessen können.



8280 Kreuzlingen
Tel. ★ 071 672 70 80
365 Tage erreichbar

www.heimelig.ch

Vermietung und Verkauf von Pflegebetten

PUBLIREPORTAGE

Ein Spitex-Erfolgsprojekt: Effizienz mit Smartphones in der Pflege



Bericht der Spitex Baden-Ennetbaden zur Einführung der mobilen elektronischen Pflegedokumentation «careCoach», im Verbund mit Perigon eine ganzheitliche, integrierte Spitex-Lösung für die Pflege, die keine Wünsche mehr offen lässt!

In den Schubladen im Büro der Spitex Baden-Ennetbaden stapelten sich vor einem Jahr noch die Dokumente. Die Mitarbeiter/-innen haben vor ihren Einsätzen die Klientendokumentation in die Spitetasche gepackt und zu ihren Klienten mitgenommen.

Das gehört nun endgültig der Vergangenheit an. Als erste Spitex im Aargau sind unsere Mitarbeiter/-Innen von der Pflege wie auch von der Hauswirtschaft seit gut einem Jahr mit dem Smartphone unterwegs. Vom Einsatzplan über die Rapportfunktionen bis hin zur vollständigen Pflegedokumentation ist alles elektronisch. Auf dem Smartphone können sie alle Leistungen der Klienten



Miriam Schraner zeigt, wie der «careCoach» funktioniert (vgl. Video)
<http://www.aargauerzeitung.ch/aargau/baden/daten-app-statt-papierkram-spitex-2-0-arbeitet-smarter-129205036>

erfassen und haben stets Zugriff auf die aktuellen Einträge. Die careCoach Pflegedokumentation ist nahtlos in die Perigon Gesamtlösung (Einsatzplanung, Administration, Rapportwesen, Buchhaltung) integriert.

«Am Anfang war es ungewohnt, alles auf dem Smartphone nachlesen und dokumentieren zu müssen. Aber schon nach kurzer Zeit war es selbstverständlich und die einfache Handhabung wurde sehr geschätzt.», sagt Miriam Schraner, Fachfrau Gesundheit.

Die Mitarbeiterinnen waren zu Beginn skeptisch: Was, wenn die Daten nicht vorhanden sind? Was, wenn der soziale Austausch mit den Arbeitskolleginnen verloren geht?

Diese Bedenken haben sich jedoch schnell gelegt. Dank Care Coach sind die Daten jederzeit auch ohne Internetverbindung verfügbar und der Pflegeauftrag ist klar und immer ersichtlich. «Dank careCoach dokumentieren die Mitarbeiter/-innen ihre Einsätze laufend und so sind immer alle auf dem aktuellsten Stand. Die Professionalität ist bei der Spitex durch die elektronische Dokumentation gestiegen.» erklärt die Team- und Projektleiterin Fr. Kempter.

Der soziale Kontakt unter den Mitarbeiter wird nach wie vor gepflegt, auch wenn neue Formen und Wege gefunden wurden. Die Mitarbeiterinnen können sich aber eine Arbeit ohne careCoach gar nicht mehr vorstellen.

Weitere Infos:

Video und Bericht «Aargauer Zeitung»:

<http://www.aargauerzeitung.ch/aargau/baden/daten-app-statt-papierkram-spitex-2-0-arbeitet-smarter-129205036>

topCare Management AG, Tel +41 44 360 44 24 / info@topcare.ch / www.topcare.ch

Neue Online-Ausstellung zeigt die Bilderwelt von Menschen mit Demenz

Malen nach den Bauplänen des Universums

Welche Bilder kommen, wenn keine Motive mehr da sind? Die Online-Ausstellung «Heimfinden zu den Urformen» auf www.ungekuenstelt.ch zeigt, wie sich Menschen mit schwerer Demenz malerisch ausdrücken.

Von Martin Mühlegg

Die Bilder faszinieren – obwohl wir keine Motive sehen, die wir schlüssig zuordnen können. Sie enthalten Elemente von Ornamenten, ohne Ornamente zu sein – dazu fehlen ihnen die präzise ausgeführten Wiederholungen. Wir können die Objekte, Formen und Farben nicht klar benennen. Als Bänder könnten wir das deuten, was wir auf zwei Bildserien sehen. Unsere Fantasie kann uns auf die Sprünge helfen, in den Ausbuchtungen, Kreisen und Schlangenlinien menschenähnliche Figuren zu erkennen. In einer anderen Werkserie sehen wir Wellenlinien in Blau und Lila. Die Linien verlaufen aber nicht so, dass wir es als Abbild eines Sees oder Meeres deuten würden. In einer weiteren Serie erkennen wir runde, getupfte Formen, die an bunte Troddeln, Blumen oder Feuerwerk erinnern.

Eine Methode der Begleitung von Menschen mit Demenz

Je weniger wir in den Bildern der Online-Ausstellung «Heimfinden zu den Urformen» erkennen, desto mehr berühren sie uns. Entstanden sind sie im Malatelier des Demenz-Kompetenzzentrums Sonnweid in Wetzikon ZH unter der Leitung von Renate Sulser. Die Maltherapeutin und Künstlerin hat, nachdem sie als Betreuerin Betroffene und Krankheit kennenlernte, eine Methode der Begleitung von Menschen mit Demenz ent-

wickelt, die auf Sensibilität, Achtsamkeit und Wertschätzung basiert. Ohne diese Begleitung würden diese Menschen immer wieder den Faden verlieren.

In die umgekehrte Richtung

Die Online-Ausstellung «Heimfinden zu den Urformen» vermittelt uns einen Einblick in die Bilder- und Gedankenwelt von Menschen mit schwerer Demenz. Sie haben ihre Sprache verloren und damit auch die Fähigkeit, figurativ zu malen. Das Abhandkommen der geistigen und kognitiven Fähigkeiten geht einher mit einer Verstärkung von Emotionen – und in nicht wenigen Fällen mit psychischen Begleitstörungen. Bezogen auf ihre Bilderwelt machen die Betroffenen eine ähnliche Entwicklung durch wie ein Kleinkind – jedoch in die umgekehrte Richtung.

Bis zum dritten Lebensjahr malen Kinder häufig Spiralen, die von aussen nach innen schwingen. Dann fangen sie an, einen Kreis zu schliessen und mit ihm zu spielen, indem sie ihn zum Beispiel mit weiteren Formen und Strichen auffüllen oder teilen. Aus den an-

fänglichen Knäueln von Kritzeln entstehen auch Kreuze. Diese Urformen stehen in engem Zusammenhang mit dem Unterbewusstsein und der körperlichen Entwicklung. Im Kreuz erlebt das Kind – oder eben der Mensch mit Demenz – das Aufrichten und das Bemühen, das Gleichgewicht zu halten. Das Kreuz steht auch für die Beziehung zwischen innen und aussen und für die Entwicklung der Persönlichkeit. Die eingangs beschriebenen Bänder stellen einen Bezug her zum Inneren des Körpers, zur Verdauung, zum Blutkreislauf oder zur DNA.

Das Tupfen mit dem Pinsel, das Menschen mit Demenz in Renate Sulsers Atelier oft praktizieren, hat einen engen Zusammenhang mit dem Herzrhythmus. Ähnliches gilt für die Wellenlinien, die, im Fall der Bildserie dieser Ausstellung, von einer früheren

>>



«Liegen» zeigt, wie der Körper sich hinlegt und sich schliesslich in die Embryonalhaltung einrollt.



«Zotteln»: Gegen das Lebensende hin werden die Bilder leuchtender: Aus der Online-Ausstellung «Heimfinden zu den Urformen».

Sängerin gemalt wurden. Sie können aber auch als Frequenzen, körperliche Vibrationen (durch Gesang) oder Notenlinien gedeutet werden. Gegen das Lebensende hin gelangen Menschen mit Demenz zurück zu ihrem Ursprung. Das Zuwenden zum Mutterleib und zum Uterus drückt sich in runden Formen aus, die Motive werden kleiner, transparenter und oft auch leuchtender.

Es sind archetypische Urformen, die wir auf den Bildern von Menschen mit Demenz sehen. Der Psychologe C. G. Jung schrieb darüber: «Archetypen sind wie Flussbetten, die das Wasser verlassen hat, die es aber nach unbestimmt langer Zeit wieder auffinden kann. Ein Archetypus ist etwas wie ein alter Stromlauf, in welchem die Wasser lange fließen und sich tief eingegraben haben. Und je länger sie diese Richtung behielten, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie früher oder später wieder dorthin zurückkehren.»

Renate Sulser, «Ausdrucksmalen für Menschen mit Demenz», 2010, Verlag Hogrefe, Fr. 36.90.

Verbindung zum Jenseits

Menschen haben sich schon immer in Bildern ausgedrückt. Die ältesten Funde von gravierten Platten im Südwesten Frankreichs sind fast 40 000 Jahre alt – auch in diesen Werken finden wir die Urformen. Die Wissenschaft deutet die Bilder der Höhlenmaler als Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits, als natürliche Reaktion auf ihre Umwelt, als Festhalten von Erfahrungen und Wissen oder als künstlerischen Ausdruck. Darin finden sich Parallelen zur Bilderwelt von Menschen mit Demenz. Auch sie beschäftigen sich mit der Verbindung zum Jenseits, reagieren malerisch auf ihre

Umwelt oder halten – im früheren Stadium der Krankheit – Erinnerungen und frühere Tätigkeiten fest.

Und wir stehen vor den Bildern von Menschen mit Demenz und versuchen, sie zu interpretieren. Unsere Deutungen sind immer nur Versuche. Es gelingt uns nur, ein paar Teile eines Puzzles, dessen Vollendung unmöglich ist, zusammenzufügen. So gesehen sind die Bilder Teile eines Bauplans des Universums. Genau wie ein geheimnisvoll gefärbter Algenteppich auf einem See oder wie eine unglaublich schöne Wolke, die gerade vor tiefblauem Himmel über einen Berggrat zieht. ●

Auf den Bildern von Menschen mit Demenz sehen wir archetypische Urformen.

Anzeige

Modulare Weiterbildung für
Fach- und Führungspersonen in Heimen
individuell – flexibel – zielorientiert

www.careum-weiterbildung.ch

Tagung 14.09.2016
In Führung gehen. Komplexität
im Gesundheitswesen managen.

careum Weiterbildung



WIR LASSEN SIE
NICHT SITZEN

careanesth
jobs im schweizer gesundheitswesen

Stellen in der Langzeitpflege

Festanstellungen, Temporär- und Springer-Einsätze

Interessiert? Besuchen Sie uns auf www.careanesth.com

Careanesth AG, Nelkenstrasse 15, CH-8006 Zürich, Tel. +41 44 879 79 79
www.careanesth.com

Menschen mit und ohne Behinderung sind zusammen ein professionelles Tanzensemble

Erweiterte Wahrnehmung von Kunst und Können

Seit 25 Jahren tourt die britische «Candoco Dance Company» mit ihren Choreografien auf der ganzen Welt. Das Top-Ensemble besteht aus professionell ausgebildeten Tänzerinnen und Tänzern mit und ohne Behinderung. Damit setzt Candoco Maßstäbe für die Inklusion.

Die britische «Candoco Dance Company» wurde 1991 am Londoner «Aspire Centre» für Wirbelsäulenverletzungen gegründet. Das professionelle Tanzensemble legt den Fokus auf die Integration von Künstlerinnen und Künstlern mit und ohne Behinderung. Für die Gründerin Celeste Dandeker stand im

Vordergrund, dass Candoco nicht als therapeutisches Projekt angesehen wird. Sie erhielt 2013 den «Liberty Human Rights Award» in Anerkennung ihrer Arbeit.

Mit seinen Choreografien erweitert Candoco die Grenzen dessen, was als Tanz definiert wird.

Heute liegt die künstlerische Leitung bei Stine Nilsen und Pedro Machado. Aus ihrer

mehrjährigen Tanzerfahrung mit dem Candoco-Ensemble bringen sie das nötige Verständnis für diese besondere Aufgabe mit und erweitern mit Auftragsarbeiten an führende Choreografinnen und Choreografen laufend die Grenzen dessen, was als Tanz definiert wird.

Grundlage aller Aktivitäten von Candoco war immer, die Teilhabe von Menschen mit Behinderung im Tanzbereich zu fördern. Die Company ist mittlerweile als weltweit führende Repräsentantin des inklusiven Tanzes anerkannt. Sie zielt darauf ab, Studierenden mit Behinderungen Zugang zur Berufsausbildung, zur Vorbereitung darauf und zur Berufstätigkeit zu ermöglichen.



Folge- und Fluchtwirbel auf der Bühne: Die Choreografie lässt Improvisation auch bei den Vorstellungen zu.



In der «Candoco Dance Company» tanzen sieben Menschen mit und ohne Behinderung auf höchstem Niveau.

Die Kombination von Auftritten, Interessenvertretung, Aus- und Fortbildung setzt Massstäbe für die Inklusionspraxis, erweitert die Wahrnehmung von Kunst und Können und bietet einen besseren Zugang zum Kulturbereich. Das Ensemble von Tänzerinnen und Tänzern mit und ohne Behinderung schafft aussergewöhnliche und tief gehende Erlebnisse für Zuschauerinnen, Zuschauer, Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die Vorstellungen von Kunst und Können anregen, hinterfragen und erweitern. Im Mittelpunkt stehen stets die Menschen und ihr Zusammenarbeiten.

Zugang zu Tanz als Beruf oder zum Vergnügen

Für das Kernensemble, bestehend aus sieben Tänzerinnen und Tänzern, gibt Candoco Arbeiten bei Choreografinnen und Choreografen von Weltrang in Auftrag und führen diese im In- und Ausland auf. Candoco bietet daneben ein umfassendes Ausbildungsprogramm, um einen Zugang zu erstklassigem Tanz zu ermöglichen, sei es im Rahmen einer Berufsausbildung oder zum reinen Vergnügen. Es ermöglicht Kunstschaffenden und Teilnehmenden mit Behinderungen, sich mit Tanz zu beschäftigen und mit nicht behinderten Kunstschaffenden und Mitwirkenden zusammenzuarbeiten. Das Ensemble verändert die Tanzszene, indem es Mainstream und Behinderte zusammenbringt und beide Seiten ermutigt, Normen zu überwinden. Damit erreicht die Tanzkompanie jedes Jahr etwa 18000 Zuschauerinnen und Zuschauer. Neben zahlreichen Auftritten in Grossbritannien ist

Die Company ist als weltweit führende Repräsentantin des inklusiven Tanzes anerkannt.

Die «Candoco Dance Company» am Tanzfestival «Steps» 2016: 11./12. April in Zürich; 14. April in Meyrin GE; 16. April in Vevey VD; 19./20. April in Winterthur; 22. April in Chur; 24. April in Bern; 28. April in Neuenburg; 1. Mai in Lugano (www.steps.ch).

Candoco in über 20 Ländern weltweit tätig und auf Tournee. Im Rahmen des Migros-Kulturprozent-Tanzfestivals «Steps» gastiert die Candoco Dance Company im April und Mai mit zwei Choreografien in verschiedenen Schweizer Städten: «Notturnino», das Stück des in Brüssel lebenden Schweizer Choreografen Thomas Hauert, ist eine spielerische und ergreifende Arbeit des gesamten Ensembles, die ihre Inspiration unter anderem aus dem berührenden Dokumentarfilm «Il bacio di Tosca» über das Leben ehemaliger Opernsängerinnen und -sänger in einem Mailänder Seniorenheim bezieht.

Hauert hat mit den Tänzerinnen und Tänzern von Candoco eine dicht strukturierte, improvisationsoffene Choreografie geschaffen, die jede Aufführung zu einem einzigartigen Erlebnis macht. «Was mich am Tanz fasziniert, sind seine sinnlichen Facetten, die Frage, wie Tanz und Bewegung sich anfühlt und was wir beim Zuschauen empfinden», sagt Hauert. Er arbeitet immer mit Improvisationen, sowohl bei der Entwicklung eines Stücks als auch bei den Vorstellungen, denn «ich glaube, dass der Körper zu wesentlich komplexeren Bewegungen fähig ist, wenn man die Intuition mit einbezieht anstatt sich auf Formen zu beschränken, die von unserem Bewusstsein verarbeitet wurden».

Dieser Ansatz passt gut zum Ensemble und zeigt sich besonders deutlich bei den Folge- und Fluchtwirbeln der gemeinschaftlichen Inszenierung.

«Set and Reset», die Choreografie der Avantgardistin Trisha Brown, besteht aus einer festgelegten Schrittfolge («Set») mit Beinwürfen, lässigen Armschwüngen, federnden Hüpfen und beiläufig eingestreuten Hebefiguren. «Reset» bezeichnet den improvisatorischen Freiraum, in dem Tänzerinnen und Tänzer Variationen zu «Set» entwickeln. Ein Bewegungsgefüge in raschem Fluss, das sich die sieben Candoco-Profis angeeignet haben. Im Zusammenspiel von Musik und Tanz überwiegen Schwung, Sensibilität und Optimismus. (leu) ●

Musiktherapie auf der Neonatologie unterstützt Frühgeborene und ihre Eltern

Der Klangteppich hilft, dem Stress der Spitalgeräusche zu entfliehen

Musiktherapie auf der Neonatologie hat eine breite Wirkung: Sie beruhigt die winzigen Babys, ihre Eltern und die Pflegenden. Und sie zeigt positive Langzeitfolgen: Mit ihrer Studie zeigt Musiktherapeutin Friederike Haslbeck, dass sich die Hirne therapeutierter Kinder besser entwickeln.

Von Claudia Weiss

Intensivstation der Neonatologie am Inselspital Bern. Hinter zwei Sichtparavents liegt ein junges Elternpaar nebeneinander auf Liegesesseln, der Vater hält eines der winzigen Zwillingmädchen auf den Bauch gekuschelt, die Mutter das andere. Von den viel zu früh geborenen Babys sind nur die Strickmützlein in Miniaturgrösse zu sehen, der Rest verschwindet unter kleinen weichen Duvets. Musiktherapeutin Friederike Haslbeck hat sich einen Hocker geholt und sich mit ihrem Instrument, einem sogenannten Monochord, eingerichtet. Leise bespricht sie sich mit den Eltern, fragt, wie es ihnen geht und was sie von ihr gerne hätten, ob sie diesmal gerne selber mitsingen würden.

«Am liebsten einfach wieder eine Melodie von Ihnen, wie das letzte Mal, das war schön», wünscht der Vater. Die Mutter lächelt fein und stimmt zu. «Ja, das tat wirklich gut.»

Haslbeck nickt und setzt sich zurecht. Leicht streicht sie über die Saiten des Monochords und beginnt leise zu summen, mit den Tönen legt sie einen sanften Klangteppich. Und auf einmal scheint es im grossen Saal der Universitätskinderklinik ruhiger zu werden, die Klänge rücken das Piepsen der Monitore und die Spitalgeräusche in den Hintergrund. Die Eltern entspannen sich, atmen tief durch und schliessen die Augen. Schon nach wenigen Minuten zeigen

auch die beiden Monitore der Zwillinge, die in der 30. Schwangerschaftswoche viel zu früh geboren wurden, eine bemerkenswerte Veränderung: Ihr Puls geht langsamer, die Atmung wird tiefer und ruhiger und die Sauerstoffsättigung des Bluts steigt. Den Mädchen scheint die perlende Melodie ebenso gut zu tun wie den Eltern.

Unverkrampft miteinander Kontakt aufnehmen

Für Musiktherapeutin Friederike Haslbeck ist das nicht erstaunlich. Sie erforscht seit 15 Jahren die Wirkung von Musiktherapie in der Neonatologie und hat schon ihre Master- und Doktorarbeit zum Thema «Kreative Musiktherapie» geschrieben. Für sie ist klar: Diese Art von Musiktherapie, bei der die Therapeutin intuitiv auf die Bedürfnisse von Frühchen, aber auch ihrer Eltern eingeht, wirkt sich auf alle positiv aus. Auch auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind. «Wenn Eltern sich entspannen, überträgt sich das auf ihr Kind, und so können sie viel unverkrampfter miteinander Kontakt aufnehmen.» Diese Wirkung zeigt sich ganz unmittelbar, wie bei den Zwillingmädchen, die zufrieden bei ihren Eltern auf dem Bauch liegen.

Musiktherapie wirkt jedoch auch langfristig, indem sie die Hirnentwicklung der Frühchen positiv beeinflussen könnte. «In den letzten Wochen einer Schwangerschaft befinden sich die noch unreifen Gehirne der Frühgeborenen in einer sehr vulnerablen Phase», erklärt Friederike Haslbeck. «Das Potenzial der Gehirnentwicklung ist so gross wie nie sonst im Leben.» Wo viele Entwicklungsmöglichkeiten

liegen, besteht allerdings auch die Gefahr, diese zu verpassen, wenn die Schwangerschaft vorschnell endet: Während der Mutterleib eine schützende Umgebung bietet mit all den gewohnten Geräuschen, die das unreife Gehirn ideal fördern – der

Diese Art von Musiktherapie wirkt sich auf alle positiv aus – auf Kinder, Eltern und Pflegende.



Spielt Friederike Haslbeck leise auf dem Monochord, verbessern sich die Vitalwerte der Frühchen. Foto: Sophie Stieger

Herzschlag der Mutter, das Rauschen ihres Bluts, aber auch ihre Stimme –, fallen nach einer frühzeitigen Geburt all diese vertrauten Töne vorschnell weg.

Musiktherapie stimuliert das Gehirn und reduziert Stress

Stattdessen werden die Frühchen auf der Neonatologie plötzlich von unzähligen neuen, unbekanntenen Tönen und Eindrücken überflutet und müssen manchmal unangenehme oder gar schmerzhaftige Prozeduren über sich ergehen lassen. «Sie leiden zugleich unter einer Armut an förderlichen Reizen und einem Überfluss an stressbelastenden Reizen», fasst Haslbeck zusammen. Das wiederum kann bewirken, dass sich ihre Gehirne verzögert entwickeln, weil sich die Synapsen am Ende der Nervenfasern nicht adäquat verbinden können (siehe auch Kasten Seite 37). Musiktherapie kann diese Lücken zumindest teilweise füllen, beispielsweise indem sie die motorischen und emotional-sozialen sowie sprachlichen Bereiche im Gehirn stimuliert und Stress reduziert.

Eine Langzeitstudie soll zeigen, wie sich Musiktherapie noch nach Jahren auf das Hirn auswirkt.

Die konkrete Wirkung auf die Hirnentwicklung untersucht Friederike Haslbeck in einer Langzeitstudie am Universitätskinderhospital Zürich: Mit Hilfe des medizinischen Teams untersucht sie Babys, die vor der 32. Schwangerschaftswoche zur Welt gekommen sind und deshalb mindestens zwei Monate lang auf der Neonatologieabteilung bleiben, das heisst, genügend lang therapiert werden können. Beim Spitalaustritt werden ihre Hirne mit Hilfe einer Magnetresonanztomographie vermessen. Nach weiteren zwei und fünf Jahren sollen erneute Messungen zeigen, wie sich diese weiterentwickeln. «Wir wollen nachweisen, dass Musiktherapie dabei hilft, bei Frühgeborenen gewisse Hirnstrukturen besser auszubilden», erklärt Haslbeck. Dafür wird nicht nur das Volumen gemessen, sondern auch die Aktivität der verschiedenen Hirnareale.

Ihre Langzeitstudie wird eine der ersten dieser Art sein. Allerdings beweisen bereits mehrere Studien, dass Musiktherapie messbar wirkt, beispielsweise jene von Joanne Loewy, Leiterin des Louis Armstrong Departments für Musiktherapie am Beth Israel Medical Center in New York: Sie und ihre Kollegen untersuchten die Wirkung von Musiktherapie an 272 Kindern, die mindestens 32 Wochen alt waren. Das Ergebnis: Musik bewirkte bei den Frühgeborenen eine Verbesserung der Vitalfunktionen, ausserdem schliefen sie regelmässiger und besser und nahmen mehr Nahrung zu sich. Loewy sprach gegenüber der «Huffington Post» gar von «signifikanten Auswirkungen».

Musik als wertvoller Gegenpol zur rationalen Medizin

Auch in den Neonatologieabteilungen der Schweiz sind immer mehr Verantwortliche vom Nutzen der Musiktherapie überzeugt. Matthias Nelle, Abteilungsleiter Neonatologie am Berner Inselspital, steht voll hinter Friederike Haslbecks kreativer Musiktherapie. «Musik ist eine sehr wichtige Komponente: sie kann das Herz öffnen, während die Medizin oft sehr rational ist», sagt er.

Er stellt eine deutliche Veränderung in der Zusammenarbeit auf der Neonatologie fest, wenn Haslbeck dort arbeitet: «Die Kinder sind ruhiger, besser reguliert und brauchen weniger Sauerstoff. Die Eltern sind ebenfalls ausgeglichener. Und sogar die Pflege profitiert von der beruhigenden Wirkung. Das überträgt sich in alle Richtungen.» Und das sei wichtig: Kinder, die bis zu 160 Tage auf der Neonatologieabteilung bleiben müssen, sagt Nelle, erlebten einen Extremfall. Sie bräuchten dringend einen Zugang zu den Eltern – und umgekehrt. «Mit Hilfe von Musiktherapie können Eltern das tun, was ich ihnen immer

wieder rate: für ihr Kind da sein und es spüren lassen, dass sie an seine Kraft glauben.» Ob sich die Effekte der Musiktherapie auch exakt messen lassen, interessiert Nelle zwar sehr, aber er ist schon lange vor den definitiven Studienergebnissen von ihrer Wirkung überzeugt: «Musiktherapie liefert einen wichtigen Beitrag zur Heilung und ist mehr als nur Placebo.» Auch aus der Neurobiologie wisse man

zur Genüge, dass Musik eine grosse Wirkung auf die Gehirnentwicklung habe.

Der Neonatologe wünscht sich deshalb, dass dieses Angebot mehr Menschen in mehr Kliniken zugute käme. Immerhin: >>

PERSONALBERATUNG

WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

**Wir finden Ihr Wunschpersonal.
Persönlich. Professionell.**

Die Personalberatung von CURAVIVA Schweiz unterstützt Sie dabei, neues Fach- und Kaderpersonal zu suchen und gezielt auszuwählen. Profitieren Sie von unserem persönlichen umfassenden Netzwerk und langjährigen Branchenwissen.
Setzen Sie sich mit uns in Verbindung, wir informieren Sie gerne (e.tel@curaviva.ch / Tel. 031 385 33 63).

www.curaviva.ch/personalberatung

Von Zeit zu Zeit will man es ganz genau wissen...

Messen Sie die Qualität Ihrer Dienstleistungen mit den aussagekräftigen Führungsinstrumenten von **NPO PLUS!**

- Bewohnerinnen- und Bewohnerbefragung
- Angehörigenbefragung
- Mitarbeiterinnen- und Mitarbeiterbefragung
- Imagebefragung
- **Neu ab 2016: Mieterinnen- und Mieterbefragung in Alterswohnsiedlungen**

Gerne senden wir Ihnen unsere detaillierten Unterlagen.



NPO PLUS –
Institut für Meinungs- und Sozialforschung
Postfach | 8853 Lachen | Telefon 055 462 28 14
www.npoplus.ch | info@npoplus.ch



FACHSTELLE KINDERBETREUUNG
PFLEGEKINDER-AKTION ZENTRALSCHWEIZ LUZERN
www.fachstellekinder.ch

Leben ist mehr als Arbeiten!

Hochmotiviertes und engagiertes Paar gesucht für ein gemeinschaftliches Leben mit Kindern aus schwierigen Lebenssituationen.

Weitere Informationen erhalten Sie gerne unter 041 318 50 60 und www.fachstellekinder.ch → über uns → offene Stellen



Einladung zum Spitex-Tag Dienstag 31. Mai 2016

Präsentation Pflegedokumentation careCoach

- » Die **unschlagbare mobile Pflegedokumentation** für Spitex Betriebe
- » Gemeinsam mit dem Produkt Perigon von root-service ag: Eine **ganzheitliche Spitex Lösung**, welche keine Wünsche mehr offen lässt
- » **Alles mobil auf einem Smartphone**, vom Einsatzplan über die Rapportfunktion bis hin zur vollständigen Pflegedokumentation



In Zusammenarbeit
mit unserem Partner



Ort: "Au Premier" (HB Zürich)

Zeit: 09:30 - 14:30 Uhr

Anmeldung:

www.carecoach.ch/spitextag / spitextag@topcare.ch
oder Tel: 044 360 44 24

Programm:

- » Demonstration Gesamtprozess mit Partner root-service ag (Perigon)
- » Erfahrungsberichte von Kunden / Austausch

Kostenlose Veranstaltung für Interessierte

«Das Inselspital mit seiner hochstehenden Neonatologie kann die Wahrnehmung prägen und der Musiktherapie damit auch mehr Gewicht verleihen.»

Deshalb wurde dieses Jahr eine zweite 20-Prozent-Stelle für eine Musiktherapeutin geschaffen; finanziert wird sie von der Stiftung Art-Therapie. Rosmarie Suter, Haslbecks neue Kollegin, arbeitet sich seit einigen Wochen ein, demnächst wird sie ihre eigenen Therapie-nachmittage anbieten.

Musik bewegt schon die Kleinsten

An diesem Nachmittag übernimmt sie eine Einzeltherapie bei der kleinen Lisa (Name geändert). Sie schläft noch, ist aber langsam am Aufwachen. Als Musiktherapeutin Suter den sonnengelben Vorhang etwas zur Seite schiebt, vorsichtig die Hand auf den Babybauch legt und ganz leise und langsam zu summen beginnt, wird das winzige Mädchen zuerst ruhig und atmet tiefer. Mit der Zeit bewegt es plötzlich die Äuglein, verzieht den kleinen Mund, fast wirkt es, als lächle es fein. Etwas später beginnen sich die zarten Fingerlein zu strecken und wieder zu krümmen, die Ärmchen zucken ein bisschen. «Musik stimuliert zahlreiche Bereiche im Gehirn, darunter auch mo-

Musik stimuliert zahlreiche Bereiche im Gehirn, darunter auch motorische. Das beweisen 120 Videos.

torische», erklärt Friederike Haslbeck später. Sie hat dieses Mitbewegen der Kinder anhand von 120 Videoaufnahmen in ihrer Doktorarbeit aufzeigen können: «Musik bewegt Menschen – fast wie wir das später in der Disco erleben.» Nebst den motorischen Bereichen regt sie auch emotionale und kognitive Bereiche an sowie das Corpus Callosum – ein Nervennetzwerk, das die beiden Hemisphären des Gehirns miteinander verbindet.

Rosmarie Suter summt weiter. Die Sauerstoffsättigung steigt, Lisa atmet ruhiger. Nach einer guten Viertelstunde wacht sie vollends auf, streckt sich und beginnt leise zu wimmern: Blähungen irritieren sie, jetzt hilft auch keine noch so sanfte Melodie mehr. Suter summt noch ein paar beruhigende Schlusstöne, dann

zieht sie den Vorhang wieder halb zu und berichtet der Stationschwester, wie die Therapie verlaufen ist und wie es Lisa geht.

Von Wiegenlied über Songwriting bis zum musikalischen Ritual

«Unsere Interventionen sind genau geplant», sagt Friederike Haslbeck. Einen fixen Ablauf kennen sie und ihre Kollegin nicht. «Wir achten genau darauf, was dem Kind und seinen Eltern im Moment hilft, und passen die Therapie individuell an.» Musiktherapie soll nicht «noch etwas Zusätzliches» in der ganzen Palette von belastenden Eingriffen sein, sondern vielmehr ein Gegenpol dazu. Das kann je nach Bedarf auch einmal ein gemeinsames Liederschreiben mit den Eltern sein. Oder ein musikalisches Abschlussritual, bevor eine Familie aus der Neonatologie nach Hause zurückkehrt. Dabei können die Eltern ihre Sorgen und Ängste symbolisch in der Klinik lassen und stattdessen Hoffnung und Zuversicht mit nach Hause nehmen. Rund zwanzig Minuten dauert eine Sitzung im Durchschnitt. Manchmal beginnen Eltern, spontan mitzusummen. Oder sie kommen, ermuntert von der Musiktherapeutin, auf die Idee, ihren Kindern von sich aus Wiegenlieder oder einfache Melodien vorzusingen, manchmal auch ukrainische oder afrikanische Lieder aus ihrer Heimat. «So können sie ihrem Kind etwas Gutes tun, sogar wenn sie es nicht berühren oder im Arm halten dürfen», sagt Friederike Haslbeck. «Sie können aber auch selber tief atmen und vor allem etwas gegen ihre Ohnmacht tun.» Sie freut sich besonders, wenn Eltern sich nach der Heimkehr bei ihr melden und erzählen, sie hätten das Singen für ihr Kind auch zuhause beibehalten.

Nach der «Musikreise» sind alle entspannt

Manchmal tut es Eltern aber ganz einfach gut, wenn sie zurückliegen und geniessen dürfen. So wie den Eltern der beiden winzigen Zwillingmädchen: Die Messwerte der Kleinen haben sich während der Therapie deutlich verbessert. Für zwanzig Minuten konnten die junge Mutter und der junge Vater Stress, Sorgen und die teils hektischen Geräusche auf der Neonatologie zurücklassen und gedanklich an einen anderen Ort davon-schweben. Haslbeck lässt die Töne leise verklingen und bleibt einen Moment still sitzen.

Sie vergewissert sich, dass alle wohlauf sind, dann verabschiedet sie sich leise. Die Eltern bleiben liegen, die Zwillingmädchen immer noch in Kängurustellung auf dem Bauch. Ihre Gesichter wirken gelöst. Die Musik hat allen gut getan. ●

Hirnentwicklung und gesundheitliche Langzeitfolgen bei Frühgeborenen

Jährlich kommen in der Schweiz gemäss Bundesamt für Statistik ungefähr 6000 von rund 83 000 Kindern vor der 37. Schwangerschaftswoche zur Welt. Rund 330 davon werden in der Statistik unter «extrem frühe Frühgeburten» erfasst, sie sind in den Wochen 22 bis 27 zur Welt gekommen. Weitere 520 sind in den Wochen 28 bis 31 geboren worden, sie gelten als «sehr frühe Frühgeburten».

Viele der Frühgeborenen leiden aufgrund ihrer bei der Geburt noch unreifen Organe unter gesundheitlichen Spätfolgen: Hirnblutungen, Störungen des Nervensystems und der Sinnesorgane treten oft schon bei den Kleinen auf. Frühchen wachsen langsamer, und später, manchmal erst im Vorschulalter, zeigen sie kognitive Defizite. Sogar bei Jugendlichen treten manchmal noch neue Handicaps auf: psychische Probleme, psychomotorische Auffälligkeiten, soziale Benachteiligung und emotionale Schwierigkeiten machen manchen das Leben schwer.

Die Stiftung Art-Therapie möchte unter anderem diesen Kindern schon beim traumatischen Start in das Leben den Zugang zu Kunst- und Musiktherapie ermöglichen und so zu ihrer Genesung beitragen. Inzwischen bieten Spitäler in Baden, Basel, Bern, St. Gallen und Zürich Musiktherapie auf der Neonatologieabteilung.

Informationen: www.art-therapie.ch

Der abtretende Direktor blickt zurück

«Ich hatte immer volles Vertrauen in meine Fachleute»

Am 1. Juni 1998 trat Hansueli Möhle die Stelle als Zentralsekretär des Heimverbands Schweiz mit Sitz in Zürich an. Jetzt geht er als Direktor von Curaviva Schweiz in Pension. In diesem Beitrag blickt er auf seine 18-jährige Tätigkeit zurück und zieht Bilanz.

Von Hansueli Möhle

Was mich gelockt hat, mich beim damaligen Heimverband Schweiz zu bewerben, war die gesamtschweizerische Perspektive, die die Stelle verhiess. Der zweite Aspekt waren die Aufgabenvielfalt und die Möglichkeit, mit kompetenten Mitarbeitenden und Vorgesetzten, aber auch in enger Beziehung mit Regionalverbänden und Partnerorganisationen neue Verbandsstrukturen aufzubauen und verwirklichen zu können in

Schon vor 18 Jahren war im Dreipartienverband der Fachbereich Alter weitaus am grössten.

einem Bereich, der in Bewegung ist und schon damals im umfassenden Umbruch war. Der Gesundheits- und Sozialbereich übte eine grosse Anziehungskraft auf mich aus, und er fasziniert mich nach wie vor.

Die Heimbranche war mir nicht ganz fremd. So hatte ich mich ausserberuflich im Vorstand zweier Pflegeheime in St. Gallen engagiert, und aus meiner früheren Tätigkeit im Bildungsdepartement des Kantons St. Gallen kannte ich die finanziellen Aspekte der Sonderschulen und hatte Einblick in die sozialpädagogische Arbeit der Betreuungseinrichtungen im Kinder- und Jugendbereich. Dieser Bezug zusammen mit meinem Interesse und Verständnis für soziale Aufgaben, insbesondere aber auch für Verhandlungs-

und Vermittlungstätigkeiten, war entscheidend, mich für die neue Stelle beim Heimverband Schweiz zu bewerben. Dieser war damals nur in der deutschen Schweiz aktiv, hatte aber das strategische Ziel, sich auf die gesamte Schweiz auszudehnen. Das war das Reizvolle für mich.

Der Heimverband entstand aus dem Jugendbereich

Als ich meine Stelle antrat, traf ich äusserst kompetente und professionelle Mitarbeitende an. Es gab damals schon den Dreipartienverband mit seinen Fachbereichen «Menschen im Alter», «Erwachsene Menschen mit Behinderung», «Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen». Der Altersbereich war mit Abstand am grössten. Allerdings war der Heimverband Schweiz vor 150 Jahren ursprünglich aus dem Jugendbereich entstanden. Der Altersbereich stiess als letzter dazu, wuchs aber am stärksten – als Folge davon, dass unsere Gesellschaft immer älter wird.

Der Heimverband Schweiz stand in der Deutschschweiz in einer Konkurrenzsituation zum VCI, dem Verband Christlicher Institutionen, ebenfalls einem Dreipartienverband mit Sitz in Luzern. Wir realisierten damals sofort, dass wir in Bildung und Weiterbildung mehr tun müssen. Und ich habe viele Institutionen angetroffen, die Doppelmitglieder waren im Heimverband Schweiz und im VCI. Bereits vor meiner Zeit gab es Bestrebungen, sich zu vereinigen, denn die Mitglieder waren gewillt, etwas Mutiges zu tun, gemeinsam Stärke zu entwickeln und einen gemeinsamen Verband zu gründen, der politisch eine Relevanz bekommt. Als ich 1998 die Stelle antrat, bekam ich die Aufgabe, mit dem VCI strategisch engere Kontakte zu knüpfen und auf eine Fusion beider Verbände hin zu vermitteln und zu verhandeln. Nach längerer und sehr intensiver Vorbereitungszeit war es 2003 so weit: Am 1. Januar wurden der Heimverband Schweiz und der VCI aufgelöst und der Dachverband Curaviva Schweiz gegründet.



Hansueli Mösle schaut zurück: «Ich darf meinem Nachfolger einen starken Dachverband übergeben.» Foto: Ruben Hollinger

Die Namensfindung war ein hochinteressanter Vorgang. Vier mögliche Namen standen zur Auswahl. Unter anderem Curaviva – eine Zusammensetzung aus den lateinischen Wörtern «curare» – unterstützen, begleiten, betreuen, pflegen – und «viva», was symbolisch für Freude, Leben und Aufbruch steht. Für diesen Namen entschied sich 2002 die gemeinsame Delegiertenversammlung von VCI und Heimverband.

Das Ziel der gemeinsamen Geschäftsleitung, in der ich den Vorsitz hatte, war, so schnell wie möglich eine gemeinsame und identitätsstiftende Kultur zu schaffen. Die Kulturen von VCI in Luzern und Heimverband Schweiz in Zürich waren historisch verschieden. Nach der Vereinigung der beiden Verbände waren 1600 Institutionen unter dem Dach von Curaviva Schweiz vereint, heute sind es 2600.

Der Heimverband Schweiz brachte starke Dienstleistungsprodukte mit, so zum Beispiel BESA, als Bedarfs- und Leistungserfassungsinstrument, die Personalvermittlung sowie das Verlagswesen. Der VCI seinerseits steuerte mit der Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Luzern (hsl) die schon damals sehr gute Bildung und Weiterbildung bei. Dafür, dass wir uns am Markt gegen Konkurrenz mit Dienstleistungen sowie mit Aus- und Weiterbildungen mit bedarfsgerechten Produkten

behaupten, werden wir belohnt. Unter dem Strich resultiert Gewinn, der in die Rechnung des Gesamtverbands fließt – also wieder investiert wird.

Mit der Verbandspräsidentin Christine Egerszegi und später mit Otto Piller kamen wir sehr schnell zur Überzeugung, dass Verbände nur dann von politischen Entscheidungsträgern ernsthaft wahrgenommen werden, wenn sie mit einer Stimme gesamtschweizerisch auftreten. VCI und Heimverband Schweiz waren unter einem Dach vereint, doch die Romandie fehlte und hatte noch einen eigenen Verband der Altersinstitutionen. Damit wir uns nicht weiter verzettelten, änderten wir die Statuten und gaben den Fachkonferenzen viel mehr Kompetenzen und Autonomie. Sodann wurde das Mitgliederwesen insofern geändert, als die einzelnen Institutionen neu Mitglieder der Kantonalverbände und diese wiederum Mitglieder im nationalen Dachverband wurden.

Nach und nach traten die welschen Kantonalverbände bei

Nicht alle welschen Kantonalverbände waren gleichzeitig bereit, bei Curaviva Schweiz Mitglied zu werden, weil es ihnen fremd war, sich einem Dreipartei-Verband anzuschließen. Sie wollten die Gesundheitskette stärken – Spitäler, Pflegeinstitutionen, Spitex. Ich stellte schnell fest, dass man mit den jeweiligen Kantonalverbänden der Romandie einzeln ins Gespräch kommen und bilaterale Seilschaften bilden musste. Nach langen Vorgesprächen und Verhandlungen traten zuerst der Kanton Waadt, später der Kanton Freiburg und anschliessend die anderen Kantonalverbände der Westschweiz dem nationalen Dachverband bei. Im Sommer 2007 war die Vereinigung abgeschlossen.

Ignazio Cassis, der an der Delegiertenversammlung 2012 Otto Piller als Präsident nachfolgte, brachte uns die Beziehung zum Tessiner Kantonalverband ACAS. Ich war vorher mehrere Male im Tessin, hatte aber nicht die richtigen Gesprächspartner getroffen. Es waren nicht diejenigen, die in der Südschweiz etwas bewirken konnten. Die massgebenden Leute hat aber der Tessiner und frühere Kantonsarzt Ignazio Cassis gekannt. Bereits im ersten Halbjahr 2013 sind dann die Tessiner Altersinstitutionen mit ihrem Kantonalverband ACAS unserem Verband beigetreten.

Wichtig war für mich, dass ich in der Funktion des Verbandspräsidentiums Persönlichkeiten kennen durfte, die mir ihr Vertrauen schenkten und mit denen ich einen engen Kontakt pflegen konnte. Mit der Präsidentin Christine Egerszegi und den beiden Präsidenten Otto Piller und Ignazio Cassis, die ich während meiner Amtszeit erlebte, war das eine ausgezeichnete, enge Beziehung. Das Zweite ist, dass ich in der Geschäftsleitung immer ausgesprochen gute und zuverlässige Kolleginnen und Kollegen hatte.

Eigentlich funktionieren wir mit den drei Fachbereichen wie eine Holding. Sie geniessen statutengemäss gewisse selbstständige Kompetenzen und sind in einem Überbau zusammengefasst. Horizontal dazu haben wir die Geschäftsbereiche Bildung und Dienstleistungen, die alle drei Fachbereiche bedienen. Der Geschäftsbereich Bildung ist vor allem mit der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern stark geworden. Zudem sind wir ein bedeutender Player in der Weiterbildung. Stark verankert sind wir auch in der Be-

>>

Die Fusion zum neuen Dachverband Curaviva Schweiz ist in der Tat eine Erfolgsgeschichte.

rufsbildung. Dies ist Monika Weder, der Leiterin des Geschäftsbereichs Bildung, zu verdanken, die die Meinung vertritt, dass sich Curaviva Schweiz berufspolitisch engagieren muss. Mit dem neuen eidgenössischen Berufsbildungsgesetz wurden Gesundheit und Soziales zu einer Angelegenheit, die von der Kantons- auf die Bundesebene aufrückte. Die Organisationen der Arbeitswelt OdA Soziales, OdA Gesundheit und OdA Hauswirtschaft wurden gegründet.

Näher zum Parlament und zur Westschweiz

Mit der Verlegung des Hauptsitzes von Zürich nach Bern im Jahr 2008 konnte Curaviva Schweiz seine Ausrichtung als nationaler Dachverband weiter stärken. Ausschlaggebend waren zwei Gründe: Der eine war ein politischer. Wir sind ein nationaler Dachverband, und die nationalen politischen Angelegenheiten werden in Bern entschieden. Die Nähe zum Parlament und zu den Bundesbehörden erweist sich als Vorteil, wenn es darum geht, die Anliegen der Heime und Institutionen vor Ort in die politischen Entscheidungsprozesse zu bringen. Der zweite Grund war die Nähe zur Westschweiz. Mit dem Umzug nach Bern konnten wir den Ansprüchen der Romands entgegenkommen.

Es entspricht meinem Naturell, dass ich mich nach einem partizipativen Führungsstil ausrichte und meinen Direktunterstellten – das heisst namentlich den Geschäftsleitungsmitgliedern – im Rahmen ihrer Zuständigkeiten, Verantwortungen und Aufgaben volles Vertrauen schenkte und ihnen Autonomie gewährte. Angesichts der strukturellen Komplexität unseres Dachverbands ist es gar nicht möglich, engmaschig zu führen. Zum Glück hatte ich auch meinerseits immer das Vertrauen der Geschäftsleitungsmitglieder. Sie kamen zu mir, wenn etwas nicht nach Plan verlief. Dafür hatte ich immer ein offenes Ohr. Das hat sich bewährt.

Die Geschäftsleitungssitzungen haben wir zudem stets abwechselungsweise in Bern und in Luzern abgehalten – dies als Beitrag und Zeichen zur Verfestigung unserer Kultur seit der Fusion von 2003 und in der Absicht, die beiden Standorte mit ihren Mitarbeitenden einander näher zu bringen. Ausserdem war es mir ein Anliegen, im Arbeitsalltag eine Portion Gelassenheit und Humor zu behalten, auch an Geschäftsleitungssitzungen, wo es manchmal auch zähe Diskussionen gab. Humor trägt dazu bei, dass man sich am Schluss immer noch in die Augen sehen kann.

Das Heimwesen hat sich verändert. Doch stationäre Institutionen braucht es weiterhin. In den meisten Kantonen gilt die Lösung «ambulant vor stationär». Heute und vor allem in Zukunft reden wir indessen von «stationär und ambulant», insbesondere im Altersbereich. Eine neue Entwicklung sind die spezialisierten Institutionen, etwa für Menschen mit Demenz. Auch in den anderen Fachbereichen werden wir weiterhin Institutionen haben, denn Inklusion in Schulen und auf dem Arbeitsmarkt ist nicht in jedem Fall möglich. Grundsätzlich dürfte sich die Heimlandschaft in Richtung Sozialraumorientierung bewegen – also in Richtung Inklusion der Institutionen in die Gesellschaft.

Unser Dachverband ist so komplex, dass es nicht möglich ist, engmaschig zu führen.

Die Heimlandschaft wird sich künftig mehr und mehr am Sozialraum orientieren.

Curaviva als Verband bemüht sich, fachlich professionelle Arbeit zu leisten und auf kommunikativer – so auch auf medialer und politischer Ebene – stetig das Netzwerk zu optimieren. Wenn wir dies tun, werden wir von den politischen Entscheidungsträgern und der Gesellschaft wahrgenommen. Unsere gute Arbeit in der Öffentlichkeit darzustellen, ist uns wichtig. Dazu spielen zwei Dinge eine Rolle: Dass wir einerseits eine beachtenswerte Fachzeitschrift produzieren, die redaktionell unabhängig ist. Andererseits, dass wir einen eigenständigen Geschäftsbereich Kommunikation geschaffen haben, der den Dachverband gezielt zu einer Informations- und Meinungsbildungsplattform etabliert hat und hierbei der Darstellung unserer Leistungen in der Öffentlichkeit mehr Gewicht verleiht.

Curaviva Schweiz und Insos Schweiz, der nationale Branchenverband der Institutionen für Menschen mit Behinderung, haben 2008 gemeinsam den Hauptsitz nach Bern verlegt in der Meinung, sich auch so verstärken zu können. Mit Insos Schweiz hätten wir uns

national ausgezeichnet ergänzt, denn Insos ist bei den Werkstätten stark, Curaviva im Wohnbereich. Doch ein strukturelles Zusammengehen gelang trotz grossen Bemühungen nicht. Curaviva Schweiz und Insos Schweiz hatten diesbezüglich unterschiedliche strategische Vorstellungen. Auch mit Integras, dem schweizerischen Fachverband für Sozial- und Sonderpädagogik, gelang uns ein engerer Schulterschluss trotz allen Bemühungen nicht. Das sind zwei Wermutstropfen in meiner Amtszeit.

Ein Verband mit qualifiziertem und motiviertem Personal

Insgesamt darf ich Daniel Höchli einen politisch starken Dachverband übergeben. Curaviva Schweiz ist heute in der Heimlandschaft Schweiz verankert. Er ist ein nationaler Dachverband mit sehr motiviertem, engagiertem und fachlich qualifiziertem Personal – rund 100 Mitarbeitende, denen man vertrauen kann. Ich kann sodann einen Dachverband übergeben – und das ist das Werk aller Angestellten – mit absolut gesunden Finanzen. Dass wir in finanzieller Hinsicht gesund und nie in Schiefelage geraten sind, war mir immer von grosser Bedeutung. Ich möchte betonen, dass wir dies nicht über die Mitgliederbeiträge erreichen – sie machen rund 6,5 Prozent des Gesamtertrags aus – sondern zu einem wesentlichen Teil über die Dienstleistungs- und Bildungsprodukte, die wir anbieten.

Natürlich ist Curaviva Schweiz das nationale Sprachrohr der Institutionen, doch letztlich stehen die Menschen, die in den Institutionen leben, im Zentrum all unserer Bemühungen. Sie sollen – ob alt oder behindert – in Würde leben können. Die Menschenwürde darf nie unter die Räder kommen und auf dem Altar der Wirtschaftlichkeit geopfert werden. Dieses Bestreben ist sinnstiftend für die tägliche Arbeit bei Curaviva Schweiz. Ich wünsche meinem Nachfolger Daniel Höchli alles Gute und dass Curaviva Schweiz als nationaler Dachverband für Heime und soziale Institutionen in der Schweiz weiterhin floriert und wächst. ●

Der neue Direktor blickt in die Zukunft

«Mein Anspruch ist, rasch viel zu lernen»

Seit dem 1. April ist Daniel Höchli der neue Direktor von Curaviva Schweiz. Ziele, die für ihn schon feststehen, sind die Förderung der sozialen Innovation und das noch engere Zusammenrücken der Sprachregionen.

Von Beat Leuenberger

Herr Höchli, wer sind Sie?

Daniel Höchli: Ich bin eine neugierige Person. Das ist wahrscheinlich ein Grundzug von mir. Ich finde, es gibt so viele interessante Lebensaspekte, und man hat kaum genug Zeit, sie alle kennenzulernen. Auch bin ich ein politischer Mensch. Schon als Schüler interessierte ich mich für Politik. Das Interesse habe ich als Student weiterentwickelt. Ein Fach meines Studiums war Politikwissenschaft.

Welches waren die anderen Fächer?

Ich habe Staatswissenschaften studiert mit öffentlichem Recht, Volkswirtschaft und Politikwissenschaft an der Universität St. Gallen. Danach war ich in einem Bundesratsstab eine Zeitlang auch beruflich nahe an der Politik. Dort habe ich viel gelernt: Wie die parlamentarischen Abläufe im Detail vor sich gehen und wie der Bundesrat als Gremium funktioniert. Es hat mich immer interessiert und fasziniert, wie sich eine Gemeinschaft oder ein Staatswesen organisiert, wie die Entscheidungsfindung abläuft.

Geben Sie unserer Leserschaft auch die Eckdaten Ihres Privatlebens preis?

Ich bin ein gebürtiger Aargauer, wohne mit meiner Familie aber seit bald 20 Jahren in Bern. Ich bin verheiratet und Vater von vier Kindern; der jüngste Sohn wird im Herbst volljährig. Ich >>



«Zunächst werde ich ein Chef sein, der zuhört»:
Daniel Höchli.

Foto: Ruben Hollinger

bin ein Familienmensch. Mittlerweile bin ich 53 Jahre alt und empfinde dies als einen guten Moment, um beruflich noch einmal einen Wechsel zu machen.

Was hat Sie bewogen, sich für die Stelle als Direktor von Curaviva Schweiz zu bewerben?

Als ich den Stellenbeschrieb las, hatte ich sofort den Eindruck, das sei eine spannende, eine breitgefächerte Aufgabe. Darin enthalten sind viele Fachthemen. Es gibt aber auch ganz andere Aspekte wie Dienstleistungen und Bildungsangebote. Gleichzeitig besteht der Bezug zur Politik, was mich sehr interessiert. Dieses vielfältige Tätigkeitsgebiet bei Curaviva Schweiz hat mich sehr angesprochen. Auch arbeite ich gern über die Sprachgrenzen hinweg. Angespornet hat mich ausserdem, dass die Aufgabe bei Curaviva Schweiz unternehmerischer ist als alles, was ich bisher gemacht habe. Am Markt einen Teil der Finanzen herinzuholen, für die Mitglieder da zu sein und ihnen ein Angebot zu bieten, damit sie beim Dachverband bleiben: Diese unternehmerische Komponente reizt mich.

Welche Bedeutung hat der Aspekt, dass Curaviva Schweiz Heimen und sozialen Institutionen ein Dach bietet, die Hilfe- und pflegebedürftige Leuten betreuen?

Es freut mich, dass ich mich nach verschiedenen anderen Tätigkeiten nun für Menschen einsetzen kann, die sich nicht oder nicht mehr in einer privilegierten Lebenssituation befinden, die pflege- und unterstützungsbedürftig sind. Hier berufliche Ressourcen einzusetzen und Rahmenbedingungen zu schaffen, damit in den Mitgliederinstitutionen von Curaviva Schweiz die Mitarbeitenden gute Arbeitsbedingungen und die Bewohnenden gute Lebensqualität erhalten, ist für mich eine grosse Motivation.

Nach zehn Jahren als Direktor des Schweizerischen Nationalfonds werden Sie Direktor des nationalen Dachverbands Curaviva Schweiz. Sie wechseln sozusagen von der Forschung in die Praxis – auf den ersten Blick ein erstaunlicher Schritt.

Für mich ist es eher gewöhnlich, dass ich ungewöhnliche Schritte mache. Zum Nationalfonds kam ich vom Bundesamt für Polizei. Das war noch fast der ungewöhnlichere Schritt. Bisher habe ich eine berufliche Tätigkeit immer etwa sieben bis zehn Jahre ausgeübt. Nach dem Studium war ich in der Forschung tätig auf dem Gebiet der politischen Ideengeschichte am Institut für Politikwissenschaft der Universität St. Gallen. Danach habe ich im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement gearbeitet. Und mit der Forschungsförderung im Nationalfonds hatte ich wieder eine ganz andere Aufgabe. Wenn ich jetzt in den Gesundheits- und Sozialbereich einsteige, ist dies die Chance für eine neue Horizonterweiterung. Für mich ist es immer eine Motivationsquelle, mich in neue Themen einzuarbeiten. Man muss viel lernen, aber man kann immer auch Erfahrungen mitnehmen aus dem alten in das neue Umfeld. Diese Interaktion

ergibt eine Bereicherung für beide Seiten. Das habe ich immer erlebt bei solchen Wechseln.

Welche Erfahrungen bringen Sie bei Curaviva Schweiz konkret aus dem Forschungsförderungsbereich ein?

Für mich ist es interessant, die Perspektive zu wechseln. Bisher war ich dafür zuständig, Forschende zu unterstützen. Jetzt bin ich als Abnehmer von Forschungsergebnissen gewissermassen auf der anderen Seite. Ich habe einen guten Blick dafür, was die Wissenschaft zu leisten vermag und was nicht, und ich weiss, wie man auf die Wissenschaft zugeht. Öffentlich finanzierte Forschung ist eine Ressource, die ein nationaler Dachverband wie Curaviva Schweiz nutzen kann. Kontakte zur Forschung können dazu führen, dass diese praxisrelevante Fragen aufnimmt. Das scheint mir sehr wichtig zu sein. Im Nationalfonds gibt es seit ein paar Jahren die «anwendungsorientierte Grundlagenforschung», die Fragen aus der Praxis aufnimmt. Es existieren bereits Forschungsprojekte, die für Curaviva Schweiz relevant sind, zum Beispiel im Bereich Kinder mit schwerer Behinderung oder Palliative Care. Curaviva Schweiz ist in Teilen der Wissenschaftsgemeinde ein Begriff.

Haben Sie bereits Ideen für Projekte, die Sie an Ihrer neuen Stelle anstossen möchten?

Was ich weiterverfolgen möchte, ist das Thema der sozialen Innovation. Die technologische Innovation wird ja bereits gut gefördert in der Schweiz, das Verständnis dafür ist vorhanden. Im Pflege- und Sozialbereich ist es schwieriger, finanzielle Mittel zu bekommen; es besteht die Gefahr, dass dieser Bereich zwischen Forschungs- und Innovationsförderung in eine Lücke fällt. Die Mitgliederinstitutionen von Curaviva Schweiz könnten aber ein grosses Interesse daran haben, Innovationen im Sozial- und Pflegebereich zu entwickeln. Ich sehe ein Potenzial darin, innovative Methoden für eine bessere Lebensqualität zu entwickeln, und ich habe Ideen, wie man das vorwärtsbringen kann.

Können Sie skizzieren, wie?

In der Innovationsförderung wird verlangt, dass die Praxispartner 50 Prozent der Projekte finanzieren. Das ist natürlich für nichtkommerzielle Unternehmen häufig schwierig. Es geht also um eine systemische Frage: Wie kann man die Situation so verändern, dass soziale Innovationen gefördert werden? Ideen für Innovationen sind in den Institutionen gewiss viele vorhanden. Ich habe gehört, dass Curaviva Schweiz bereits ein Projekt mit der KTI, der schweizerischen Agentur für Innovationsförderung, verfolgt. Da ist Potenzial vorhanden, das man weiterentwickeln kann.

Als Erstes gilt es nun für Sie, den Dachverband und seine Mitglieder kennenzulernen. Wie gehen Sie dabei vor?

Beim Kennenlernen werde ich schrittweise vorgehen. Zuerst möchte ich natürlich vor allem die Geschäftsleitung und den

«Öffentlich finanzierte Forschung ist eine Ressource, die Curaviva Schweiz nutzen kann.»

«Für mich ist es immer eine Motivationsquelle, mich in neue Themen einzuarbeiten.»

Vorstand sehr gut kennenlernen. Weiter habe ich vor, Gespräche mit den Mitarbeitenden zu führen. Ich möchte wissen, welche Tätigkeit sie ausüben, welche Aufgaben, Perspektiven, Sorgen und Anliegen sie haben. Ein nächster Schritt wird sicher sein, die Kantonalverbände kennenzulernen, die Fachkonferenzen und später die Partnerorganisationen. Mein Anspruch ist es, dort, wo die Interaktionen am intensivsten stattfinden, möglichst rasch und viel zu lernen. In Gesprächen passiert dies immer sehr effizient. Man merkt rasch, wo sich die brennenden Punkte und die aktuellen Themen befinden.

Wohin soll sich der Dachverband unter Ihrer Führung in den nächsten Jahren entwickeln?

Aus dem Gespräch mit dem Vorstand bei der Bewerbung habe ich den Eindruck bekommen, dass der Dachverband gut aufgestellt ist. Dafür möchte ich Hansueli Mösle herzlich danken. Es ist ein solides Fundament vorhanden, das sich in Zukunft weiterentwickeln, mit der Zeit gehen muss. Erwähnen möchte ich ein strategisches Ziel, das bereits existiert: die Kohäsion der Sprachregionen. Sie zu verstärken, finde ich sehr wichtig, damit Curaviva Schweiz als nationaler Dachverband schlagkräftig auftreten kann und nicht unnötig an Schwung verliert, weil die Sprachregionen zu wenig am gleichen Strick ziehen. Dies wird eine permanente Aufgabe sein, weil unterschiedliche kulturelle Entwicklungen stattgefunden haben, auch im Heimwesen, und die kantonalen Gesetzgebungen, so weit ich sehe, verschieden sind. Für die Schlagkraft des Dachverbands wird es wichtig sein, eine möglichst grosse Kohäsion zu erreichen.

Gibt es weitere Schwerpunkte, die sich heute schon abzeichnen, mit denen Sie sich beschäftigen werden?

Der demografische Wandel fordert die Gesellschaft als Ganzes heraus, aber auch Organisationen wie Curaviva Schweiz. Personalrekrutierung, Fachkräftemangel und Finanzierungsfragen bleiben mit Sicherheit wichtige Themen, auch in den politischen Debatten. Die alternde Gesellschaft bringt mehr Kosten – generell und auch in der Pflege. Es stellt sich die Frage, wie wir das finanzieren können, ohne dass die junge Generation unter dieser Last zu stark leidet. In diesem Kontext gilt es, für die Institutionen, für die Mitglieder von Curaviva Schweiz möglichst gute Dienstleistungen und Unterstützung zu liefern, ihre Interessen wahrzunehmen, damit sie ihre Aufgaben bewältigen können. Mir scheint auch wichtig zu sein, dass die Leistungen, die die Institutionen erbringen, gut sichtbar sind und Akzeptanz finden in Gesellschaft und Politik. Mit Blick auf diese Herausforderungen setze ich zunächst auf Kontinuität und möchte das, was vorhanden ist, weiterentwickeln. Wo ich die persönlichen Akzente setzen werde, kann ich erst in drei, vier Monaten sagen.

Die Einbindung von Inso Schweiz und allenfalls auch Integras ist noch nicht so gelungen, wie es vorgesehen war im Sinn

von «Mit einer Stimme sprechen». Ist die Zusammenführung für Sie ein Thema, das Sie von allem Anfang an wiederaufnehmen möchten?

Ich bin beeindruckt, wie viele Partnerorganisationen es von Curaviva Schweiz gibt. Darum muss ich mir zuerst einen Überblick verschaffen über die ganze Landschaft der Akteure auf diesem Gebiet, über Konkurrenzsituationen, aber auch über starke Partnerschaften, um die Interaktionen gut zu verstehen. Ich bin aber überzeugt, dass es gegenüber der Politik sehr wichtig ist, dass wir möglichst breit mit einer Stimme sprechen. Im Hochschulbereich habe ich die Erfahrung gemacht, dass die

Politik viel eher zuhört, wenn alle Akteure eine gemeinsame Position vertreten und nicht in verschiedene Richtungen zerren. Deshalb ist es für mich unumgänglich, dass die Verbände sehr gut zusammenarbeiten. Die organisatorischen und strukturellen Massnahmen und Anpassungen, die dies noch verstärken, ergeben sich aus der Beantwortung der Frage, wie wir das Ziel am besten erreichen. Eine

wichtige Voraussetzung ist, Curaviva Schweiz weiterhin als zuverlässige und kompetente Organisation zu positionieren, damit wir als Partner glaubwürdig sind.

Ist die Dreipartigkeit des Dachverbands aus Ihrer Sicht ein Modell mit Zukunft? Sollte man sie sogar in allen Landesteilen anstreben?

Was ich bisher beobachtet habe, gibt mir den Eindruck, dass die Dreipartigkeit sehr interessant ist. Ich bin auch der Meinung, dass die Fachbereiche einerseits Autonomie brauchen, weil sie ganz spezifische Themen bearbeiten, und dass andererseits ihre Zusammenarbeit gefragt ist, um Synergien zu nutzen, etwa bei den Dienstleistungen, bei Querschnittaufgaben, im Bildungsbereich. Ich glaube, die Gesellschaft erwartet, dass das Verbandswesen effizient arbeitet, gut organisiert ist und Synergien nutzt. Aus dieser Perspektive macht es meines Erachtens Sinn, die drei Sparten beizubehalten. Die Fachbereiche Erwachsene Menschen mit Behinderung und Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen weiterzuentwickeln und zu stärken, gehört ja zu den strategischen Schwerpunkten von Curaviva Schweiz. Das möchte ich unterstützen in meiner Tätigkeit.

Was für ein Chef werden Sie sein?

Zunächst sicher einer, der zuhört. Ich muss ja viel lernen, vor allem fachlich. Für mich ist eine offene und transparente Kommunikation

wichtig und dass die Mitarbeitenden auf mich zukommen, wenn Probleme auftauchen. Ich bin es gewohnt, mit Zielvereinbarungen zu leiten, und erwarte, dass gerade die Geschäftsleitungsmitglieder eine hohe Selbstständigkeit haben. Ebenfalls erwarte ich, dass sie auf Verbandsebene mitdenken, damit wir den Gesamtverband vorwärtsbringen können. Eine gemeinsame Perspektive zu entwickeln für den Gesamtverband, wird mir als Direktor ein grosses Anliegen sein. Ich freue mich auf meine Aufgabe und darauf, die Mitglieder des Dachverbands im ganzen Land kennenzulernen. ●

«Für die Schlagkraft des Dachverbands wird es wichtig sein, eine grosse Kohäsion zu erreichen.»

«Ich erwarte, dass die Geschäftsleitung auf Verbandsebene mitdenkt, damit wir vorwärtskommen.»

Ignazio Cassis* zum Direktionswechsel beim Verband Curaviva Schweiz

Kontinuität und Nachhaltigkeit

Das Direktorium von Curaviva Schweiz wechselt von Hansueli Mösle zu Daniel Höchli. Die Ziele und Anstrengungen des Verbands bleiben allerdings dieselben.

Hansueli Mösle war seit der Gründung des nationalen Dachverbands im Jahr 2003 Direktor von Curaviva Schweiz – und zuvor war er seit 1998 Direktor des Heimverbands Schweiz gewesen. Im Rahmen seiner Funktion hat er nicht nur die gesamte Gründung und den Aufbau von Curaviva Schweiz aktiv mitgestaltet, sondern den nationalen Dachverband mit Weitsicht und dem Fokus eines integrierten Dreipartei-verbands auch stetig weiterentwickelt.

Curaviva Schweiz ist aufgrund seiner Struktur und seiner Tätigkeitsbereiche eine ziemlich heterogene Organisation. Hansueli Mösle verstand es, diese Organisation kompetent und mit unermüdlichem Einsatz zusammenzuhalten und in diesem Sinn als Einheit agieren zu lassen. Trotz komplexen Themen und teilweise unterschiedlichen Interessen einzelner Branchenbereiche ver-

stand er es, mit seinem breiten Netzwerk, seiner langjährigen Erfahrung und nicht zuletzt mit seinem diplomatischen Geschick schwierige Probleme zu lösen, Parteien mit unterschiedlichen Positionen an einen Tisch zu bringen und Win-win-Lösungen zu generieren.

Hansueli Mösle verfügte zudem, unter anderem auch dank seinem Sinn für Humor, über die wertvolle Eigenschaft, Situationen von aussen betrachten zu können, so den Gesamtkontext zu erfassen und dadurch das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Ganz in diesem Sinn bedanke ich mich im Namen des Vorstands von Curaviva Schweiz ganz herzlich bei Hansueli Mösle für sein sehr wertvolles Engagement und seine grossen Verdienste!

Der Nachfolger: Daniel Höchli

Der Vorstand des nationalen Dachverbands hat Daniel Höchli zum Nachfolger von Hansueli Mösle ernannt. Sein Amt als neuer Direktor von Curaviva Schweiz hat Daniel Höchli am 1. April 2016 angetreten. Er war seit 2005 Direktor des Schwei-

zerischen Nationalfonds (SNF) und wirkte bis 2005 als Stabschef und Mitglied der Direktion des Bundesamts für Polizei (Fedpol). Zuvor arbeitete er im Generalsekretariat des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Daniel Höchli hat an der Universität St. Gallen Staatswissenschaften studiert und 2003 seine Promotion zum Dr. rer. publ. erlangt. Im Rahmen seiner bisherigen Funktionen verfügt er über ausgewiesene Strategie- und Führungskompetenzen sowie über ein für den nationalen Dachverband wertvolles Netzwerk.

Daniel Höchli bringt grosse berufliche Erfahrung in der Leitung von Organisationen mit. Der Schweizerische Nationalfonds ist aufgrund seiner Komplexität keine einfache Organisation – und trotzdem hat er diese Organisation sehr gut

geführt. In diesem Sinn bringt Daniel Höchli einen ausgezeichneten Rucksack für die Leitung des nationalen Dachverbands Curaviva Schweiz mit. Im Namen des Vorstands gratuliere ich Daniel Höchli zur Wahl zum neuen Direktor von Curaviva Schweiz und freue mich sehr auf unsere zukünftige Zusammenarbeit.

«Ich bedanke mich ganz herzlich bei Hansueli Mösle für sein wertvolles Engagement.»

Neue Fachbereichsleiterinnen

Nebst dem neuen Direktor erhält Curaviva Schweiz zudem mit Christina Affentranger Weber als neue Leiterin des Fachbereichs «Erwachsene Menschen mit Behinderung» sowie mit Cornelia Rumo Wettstein als neue Leiterin des Fachbereichs «Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen» zwei neue Geschäftsleitungsmitglieder. Auf strategischer Ebene wird der nationale Dachverband aufgrund des Austritts der zwei langjährigen Vorstandsmitglieder Peter Marty und Werner Widmer, infolge eines Funktionswechsels sowie der Besetzung eines noch freien Sitzes innerhalb des Vorstands an der Delegiertenversammlung 2016 mehrere neue Vorstandsmitglieder erhalten.

Die neu zusammengesetzte Curaviva-Mannschaft wird sich in diesem Jahr noch einspielen müssen. Ich bin aber sehr zuversichtlich. Zudem ist das operative Erbe des langjährigen Curaviva-Direktors Hansueli Mösle sehr gut. Der neue Direktor Daniel Höchli wird dieses Erbe übernehmen, zukunftsorientiert weiterentwickeln und so auf operativer Ebene die Erreichung der strategischen Ziele des nationalen Dachverbands weiterhin sicherstellen. Die strategischen Ziele von Curaviva Schweiz basieren auf dem Fundament einer langjährigen Vision und Mission und werden jährlich feinjustiert. Dadurch gewährleistet der Dachverband Kontinuität und Nachhaltigkeit in seinem Tun – ohne dabei seine Innovationskraft und Agilität zu verlieren.

Der nationale Dachverband Curaviva Schweiz ist strategisch ausgerichtet, finanziell gesund, gut geführt und gewappnet für die Zukunft! ●



* Ignazio Cassis ist seit 2012 Präsident des Verbands Curaviva Schweiz.

Dekubitusprophylaxe

«Bewegung fördern, Druck wegnehmen»

Prävention ist das A und O beim Dekubitus. Was hochwertiges Material und moderne Technik in Spezialmatratzen dazu beitragen, erklären Christian Müller* und Frank Mettler**, zwei Experten des Basler Unternehmens OBA.

Interview: Annekatrin Kaps

Vor 70 Jahren gründete Oskar Obrist in Basel eine Polsterei. Die daraus entstandene Firma OBA ist vor allem für ihre Dekubitusmatratzen bekannt. Wie kam es zu dieser Spezialisierung?

Frank Mettler: In den Siebzigerjahren lag die Dekubitusrate in der akutgeriatrischen Abteilung des damaligen Kantonsspitals Basel bei 21 Prozent. Heute erkranken noch rund 1,5 Prozent der Patienten daran. Anfangs versuchte man, die Problematik mit den bereits zuvor im Paraplegikerzentrum eingesetzten, sehr weichen Natur-Latexkissen in den Griff zu bekommen.



***Christian Müller** (l.) arbeitet seit zehn Jahren als Marketingchef bei der Firma OBA.

****Frank Mettler** ist ausgebildeter Pflegefachmann mit 35-jähriger Erfahrung. Er bietet Weiterbildungen in Dekubitusprophylaxe an.

Diese Art der Prophylaxe war aber sehr umständlich, da man bis zu zehn Kissen pro Patient brauchte. Ausserdem führte die Weichheit der Kissen zu einer teilweisen Instabilität der Patienten. Deswegen brauchten sie häufig eine medikamentöse Behandlung gegen Reisekrankheit. Nach einem Grossbrand in einem Pflegeheim in Belgien, bei dem mehrere Bewohner starben, da ihre Kissen aus Latex brannten wie Zunder, mussten neue Lösungen her. Der leitende Geriater am Kantonsspital Basel trat mit der Firma OBA in Kontakt, weil sie in der Lage war, ganz neue Schaumstoffqualitäten zu entwickeln.

«Immobilität führt schon bei geringer Druckbelastung zu Minderdurchblutung.»

Welches sind die wichtigsten Grundsätze der Dekubitusprophylaxe?

Christian Müller: Ganz klar, die Erhaltung der Aktivität und der Mobilität. Immobilität führt bei Sauerstoffabfall schon bei geringer Druckbelastung zu Minderdurchblutung und später zu Gewebekrosen.

Frank Mettler: Messungen mit Studenten ergaben, dass gesunde Schläfer mindestens viermal in der Stunde ihre Lage verändern, manche sogar bis zu zehnmal. Um Dekubiti zu vermeiden, ist es entscheidend, diese Bewegung zu erhalten. Den Zeitpunkt eines Dekubitusrisikos genau zu bestimmen, ist sehr schwierig. Doch eine Gefährdung kann schon innerhalb weniger Stunden eintreten, wenn ein Patient seine Bewegungen um die Hälfte reduziert. Deshalb muss eine Matratze die Bewegung fördern und, bei fehlender Beweglichkeit, den Druck wegnehmen.

Gibt es noch weitere Anforderungen an diese speziellen Matratzen?

>>

Christian Müller: Beide Matratzenflächen müssen identisch konstruiert sein und die zwei wichtigen Anforderungen erfüllen: Bewegung erhalten bei stabilem Zustand der Patienten und Druck entlasten bei Eintritt des Dekubitusrisikos. Die Matratzenkonstruktion und die Wahl der Schaumstofftechnologie sollen ein trockenes und sauberes Bettklima gewährleisten.

Wo werden Ihre Matratzen überall eingesetzt?

Christian Müller: Vorrangig natürlich in Spitälern, Alters- und Pflegeheimen. Unsere Vollschaummöbel, die es als Betten, Sessel oder Tische gibt, finden auch in der Psychiatrie und in Gefängnissen Verwendung. Und wir haben immer wieder Anfragen von Privatpersonen.

Welche Entwicklungsschritte führten zu den heutigen modernen Dekubitusmatratzen?

Christian Müller: Am Anfang stand die klassische Federkernmatratze, endlos haltbar, dafür mit ihren 20 Kilos nicht eben leicht beweglich. Die ersten Monoblöcke aus reinem Schaumstoff waren zwar komfortabler und anpassungsfähiger, hatten aber schon nach ein paar Jahren Dellen. Beschichtete Matratzenbezüge erleichterten die Reinigung und verbesserten die hygienischen Bedingungen. Der in den Achtzigerjahren entwickelte High-Resilience-Schaumstoff führte zu mehr Komfort und Langlebigkeit.

Frank Mettler: Danach folgte die dreiteilige Airsoftmatratze. Die würfelförmige Mittelzone diente vor allem der Stabilität. Der auf der Liegefläche eingesetzte superweiche Schaumstoff ist sozusagen das Grundmodell aller Dekubitusmatratzen, die der optimalen Druckentlastung dienen. Trotzdem waren sie noch nicht vollkommen. Insgesamt zu weich gelagert, verloren die Patienten ihre Körperwahrnehmung. Ausserdem konnten sie auf dem nachgiebigen Rand nicht stabil sitzen und hatten Angst, aus dem Bett zu rutschen.

Christian Müller: Die dreiteilige Matratze war zwar einfach transportierbar, die drei Einzelteile mussten jedoch immer wieder untereinander ausgetauscht werden, um einer einseitigen

«Sobald zu viel Druck auf den Matratzenrand kommt, schlägt das System Alarm.»

Vier Schweregrade, sechs Behandlungsschritte

Unter Dekubitus versteht die Medizin eine Schädigung der Haut und des darunterliegenden Gewebes. Der erste Grad zeigt eine Rötung der Haut. Beim zweiten Grad ist bereits ein Hautdefekt entstanden. Beim dritten Grad ist die Hautschädigung tiefer, Muskeln, Sehnen und Bänder sind sichtbar. Beim vierten und schlimmsten Grad ist selbst der Knochen geschädigt.

Die Therapie besteht aus sechs Schritten: Druckentlastung, Entfernung der Nekrosen, Behandlung von Infektionen, Anlegen von Wundverbänden, Eliminierung der Risikofaktoren, operative Behandlung.

70 Jahre Erfahrung

Der Gründer der späteren Firma OBA, Oskar Obrist, machte sich 1946 mit seiner Polsterei in Basel selbstständig. Die OBA feiert dieses Jahr ihr siebenzigjähriges Bestehen. Das Angebot besteht zu 80 Prozent aus Dekubitusmatratzen, Schaumstoffauflagen und anderen Hilfsmittel. Die restlichen 20 Prozent sind Möbel und Vorhänge. Über zwei Drittel der Matratzen kommen in der Schweiz zum Einsatz, ein knappes Drittel weltweit. Alle Produkte werden von 35 Mitarbeitern in Basel hergestellt.

und punktuelle Abnutzung entgegenzuwirken. Deshalb entwickelte unsere Firma ein neues Produkt, bei dem alle diese Nachteile eliminiert werden konnten.

Was zeichnet diese Version aus?

Frank Mettler: Sie besitzt weiche und harte Elemente auf beiden Liegeseiten. Die Kombination von weicheren und härteren Schaumstoffanteilen sorgt für eine höhere Stabilität, was die Bewegung fördert. Gleichzeitig garantiert die Konstruktion eine ausgezeichnete Druckverteilung und Druckentlastung. Die Randzonenverstärkung erlaubt das Sitzen an der Bettkante. Die verwendeten Materialien weisen zudem bessere Klimateigenschaften auf als herkömmliche Schaumstoffqualitäten. Sie sind resistenter gegenüber Feuchtigkeit und Wärme und dadurch robuster und langlebiger.

Sind diese Modelle auch für mobile Patienten geeignet?

Christian Müller: Ja, das war gerade unser Ziel: Das Dekubitusrisiko, das innerhalb weniger Stunden entstehen kann, nachhaltig zu reduzieren.

Ihr neuestes Matratzensystem ersetzt die Klingelmatten vor dem Bett. Welche Überlegungen haben zu dieser Entwicklung geführt?

Christian Müller: Unser «Kognimat» hat integrierte Drucksensoren, die alarmieren, wenn sich Patienten anschicken, das Bett zu verlassen. Sobald zu viel Druck auf den Matratzenrand ausgeübt wird, schlägt das System Alarm.

Frank Mettler: Die Klingelmatten konnten die Patienten umgehen, manche sind auch darübergestiegen.

Brauchen Dekubitusmatratzen eine besondere Pflege?

Christian Müller: Sie müssen regelmässig gedreht, gewendet und gelüftet werden. Und die Bezüge müssen gewaschen werden.

In welche Richtung wird die Entwicklung von Dekubitusmatratzen gehen?

Christian Müller: Wir arbeiten daran, die Matratzen intelligenter zu machen. Das mit Sensoren bestückte System ist der erste Schritt in diese Richtung. ●

Lobbyismus bewegt sich manchmal an der Grenze des Zumutbaren

Was löst es bei mir aus, wenn ich den Begriff «Lobbyismus» höre? Es sind Gedanken, die teilweise reflexartig Fragen aufkommen lassen. Eine davon ist beispielsweise: Weshalb glauben gewisse Gesellschaftskreise und die Medien, sie müssten uns Politikerinnen und Politiker vor den «Einflüsterern» schützen? Mir behagt es nicht, wenn man meine Unabhängigkeit, sprich mein eigenverantwortliches Handeln, einfach so infrage stellt. Wer will hier eigentlich wen beeinflussen? Auf der anderen Seite sehe ich durchaus auch, dass für die politische «Bearbeitung» der Volksvertreterinnen und -vertreter inzwischen ein Aufwand betrieben wird, den man kritisch sehen kann und muss. Die Wandelhalle im Bundeshaus gleicht während der Sessionen manchmal einem Basar. Der Meinungsverkauf nimmt gelegentlich Formen an, die sich der Grenze des Zumutbaren annähern.

Die Lobbyisten-Gruppen gehen in ihrer Tätigkeit nicht ungeschickt vor. Für sie sind grundsätzlich nur jene Mitglieder des Parlaments von Interesse, die bei einem bestimmten Geschäft noch unentschieden sind. Oder von denen sie es zumindest denken. Wer im Stände- und Nationalrat sitzt, muss von vielem eine Ahnung haben, ohne über alles Bescheid zu wissen. Genau hier setzen Lobbyisten an: In Gesprächen unter vier Augen ergänzen sie unsere Dossierkenntnisse mehr oder weniger objektiv gezielt. Was ich mit diesen neuen Informationen anfangen, bleibt jedoch immer mir selbst überlassen. Das ist für mich der entscheidende Punkt. Nicht andere haben Macht über mich, sondern ich lege fest, auf welchen Abstimmungs-knopf ich drücke. Besten Gewissens darf ich behaupten, dass ich noch nie wegen einer Beratung durch eine Lobbyistin oder einen Lobbyisten meine Meinung geändert habe.

Zuzuhören, Gedanken auszutauschen, das gehört für mich zu politischem Stil und Anstand. Ich tue es mit der notwendigen Distanz. Denn eines ist für mich in dieser Sache heilig: Nie will ich abhängig sein von anderen Personen, weder in meinen Voten noch in meinen politischen Vorstössen. Wer Vereinbarungen mündlich oder schriftlich abschliesst, wer in Verwaltungsräten oder Beiräten sitzt, wird nie frei von reiner Interessenpolitik sein. Die Lobbyistentätigkeit trägt solcher Anfälligkeit auf Unterstützung Rechnung, ja fördert sie. So stark wir uns in unserem parlamentarischen Milizsystem fühlen, so sehr haben wir immer auch unsere privaten Interessengebiete, über die wir gerne hinwegsehen respektive hinwegreden. Durchaus ernst gemeint, lässt sich für mich deshalb auch folgende Frage stellen: Was ist wirklich das Problem? Das Lobbying der zahlenmässig stets steigenden PR- und Politagenturenvertreter oder die Vorlieben der Parlamentsmitglieder?



«Wegen eines Lobbyisten habe ich noch nie meine Meinung geändert.»

Christian Lohr, Nationalrat CVP TG, ist der einzige Rollstuhlfahrer im Bundesparlament.

«Was ist wirklich das Problem? Das Lobbying oder die Vorlieben der Parlamentarier?»

Die Diskussion über Lobbyismus ist eine alte, die immer wieder zurückkehrt. Den Wirkungskreis der Lobbyisten einzuschränken, mehr Transparenz zu fordern, solche Anliegen bringen mediales Echo und stossen öffentlich häufig auf Zustimmung. Ich stelle mich nicht aus Prinzip gegen Veränderungen, möchte aber auch nicht vom Pfad der Tugend und auf den der Heuchelei wechseln. Mit wem und wie ich zu-

sammenarbeite, dafür trage ich die Verantwortung. Gegen falsche Kumpanei wehre ich mich, indem ich die Interessen meines Gegenübers kritisch hinterfrage. Verschärfte Regelungen als Folge von problematischen Einzelfällen, die der Thematik im vergangenen Jahr Schärfe verliehen haben, sollen zu klareren Trennlinien führen.

Im Vordergrund steht für mich aber ein ethischer Kodex, an den sich beide Seiten zu halten haben. Das erwarte ich, da wir uns dem Ansehen des Mandats bewusst sein müssen. Fehlleistungen beschädigen das Image der Institution Politik. Hier mache ich nicht mit.

«Ich vergebe meine beiden Badges nicht mehr»

Es bleibt noch die Sache mit dem persönlichen Zugangsbadge für das Bundeshaus. Laut Reglement darf jedes Parlamentsmitglied zwei Personen nach freier Wahl permanent einen erleichterten Eintritt zur Wandelhalle im Bundeshaus ermöglichen. Wer mit wem und für wen – darüber wird viel geredet. Für mich ist die Sache klar: Ich vergebe diese beiden Badges nicht mehr, weil man mir ohnehin immer offen begegnen kann. Ich führe Gespräche innerhalb des Bundeshauses, aber auch ausserhalb. Genau so übrigens, wie alle anderen Politikerinnen und Politiker auch. Ob unbeachtet von der Öffentlichkeit mit Lobbyistinnen und Lobbyisten oder mit anderen Personen. ●

Papiertiger in den Reisswolf!

Es gibt Anliegen, die sind berechtigt und müssen behandelt werden. Zuweilen aber wird einfach viel Wind gemacht, damit nichts passiert.

Von Stefan Sutter

Immer öfter, so meine subjektive Wahrnehmung, flattern dringliche politische Fragen auf meinen Tisch. Sie scheinen von grösster Tragweite und müssen in Rekordzeit behandelt werden, weil am nächsten Tag der nächste Brocken, der noch viel wichtiger daherkommt, im Briefkasten liegt.

Was können wir tun, was kann ich beitragen? In vielen Fällen herzlich wenig – ausser meine Nerven und Ressourcen zu verbraten. Der praktische Nutzen bleibt unauffindbar im Gegensatz zum Aufwand.

Das darf nicht sein, weil zuoberst in meinem Pflichtenheft der Nutzen für unsere Mitglieder steht. Folglich ist es unsere Pflicht, den guten Braten vom «Verbraten» zu unterscheiden und diesen mit geringstmöglichem Aufwand auf dem Feld «Ist mir egal» zu parkieren. Knifflig dabei bleibt, Mogelpackungen und Scheinvorlagen rechtzeitig zu erkennen, ohne in nutzloser Arbeit zu versinken. So zum Beispiel, wenn es um die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder von Menschen mit Handicap geht. Das darf mir nicht egal sein, sonst sitze ich auf dem falschen Stuhl.

Doch zuerst muss ich die Frage nach der Ernsthaftigkeit eines Anliegens stellen – auch wenn es noch so vernünftig angeschrieben ist. Nicht so selten bleibt von grundlegenden Forderungen für die Gleichberechtigung, zum Beispiel in Form von Gesetzesänderungen, weni-

ger als ihr Schatten übrig. So aktuell etwa die Vorlage zur Lohngleichheit von Mann und Frau auch ist.

Von einem differenzierten Vorstoss soll ein Formular übrigbleiben, das alleine von Arbeitgeberseite auszufüllen wäre – ohne irgendeine konkrete Massnahme, die sich auch nur mit einem Franken auf die Lohngleichheit auswirken würde. Ein so zahloser Papiertiger ist eine Zumutung. So harmlos wie er daherkommt, ist er nicht, denn er gibt jenen recht, die mit Lippenbekenntnissen zufrieden sind und jenen, die von Papiertigern leben. Deshalb gehören Papiertiger direkt in den Reisswolf, sonst vermehren sie sich rasch.

* **Stefan Sutter** leitet den Fachbereich Erwachsene Menschen mit Behinderung bei Curaviva Schweiz.

Alter

Bewegung senkt Alzheimerisiko

Eine Reihe körperlicher Aktivitäten wie Gehen, Gartenarbeit oder Tanzen verbessert das Gehirnvolumen und senkt das Alzheimerisiko um 50 Prozent. Zu diesem Ergebnis kommen Forscher vom Medical Center der University of California Los Angeles und der University of Pittsburgh. Die Forschungsergebnisse wurden im Fachmagazin «Journal of Alzheimer's Disease» veröffentlicht. Das Forscherteam analysierte die Daten von 876 Teilnehmern der 30 Jahre laufenden Cardiovascular Health Study. Zur Untersuchung des Gedächtnisses gehörten Standardfragebögen zu den Gewohnheiten körperlicher Aktivitäten. Bei den durchschnittlich 78 Jahre alten Teilnehmern wurden überdies MRI-Scans des Gehirns durchgeführt und das Volumen der Strukturen gemessen, die beim Gedächtnis eine Rolle spielen. Körperlichen Aktivitäten – von Gartenarbeit bis zum Trainieren in einem Fitness-Studio – setzten die Wissenschaftler anschliessend mit dem Gehirnvolumen in Beziehung. Die Ergebnisse zeigen, dass ein Mehr an körperlicher Aktivität zu einem grösseren Gehirnvolumen bei Frontal-, Temporal- und Parietallappen inklusive des Hippokampus führt. Das Risiko einer Alzheimererkrankung verringerte sich um 50 Prozent. Bei jedem vierten Teilnehmer, der unter einer leichten kognitiven Einschränkung durch Alzheimer litt, wirkte sich mehr körperliche Aktivität ebenfalls positiv auf das Gehirnvolumen aus.

Strategie gegen Infektionen

Der Bundesrat will die Zahl der Menschen senken, die jedes Jahr in Schweizer Spitalern und Pflegeheimen an In-

fektionen sterben. Er hat darum im März die nationale Strategie Noso verabschiedet. Sie sieht unter anderem bessere Hygienestandards vor. Diese sollen in den Spitälern und Pflegeheimen konsequent umgesetzt werden. Parallel werden Gesundheitspersonal, Patienten, Besucherinnen und Besucher besser über Hygienemassnahmen oder die Bedeutung von Impfungen informiert. In der Aus- und Weiterbildung des Gesundheitspersonals soll das Thema Infektionsprävention zudem einen höheren Stellenwert bekommen. Auch die Überwachung wird verbessert: Wichtige Infektionsarten, die mit dem Aufenthalt in einem Spital oder einem Pflegeheim in Verbindung stehen, sollen künftig konsequent erfasst werden. Zur Umsetzung der neuen Strategie will der Bundesrat 3,3 Millionen Franken zur Verfügung stellen. Schätzungen gehen davon aus, dass in der Schweiz jährlich 2000 Menschen an Infektionen sterben, die zum Teil hätten vermieden werden können.

Neue Luzerner Zeitung

Überangebot an Pflegebetten

In der Schweiz wird vielerorts die Zahl der ursprünglich geplanten Plätze in Pflegeheimen reduziert. Grund ist das veränderte Verhalten der über 80-Jährigen. Nachdem im Kanton Aargau die kantonale Regierung eingeräumt hat, dass der Bedarf überschätzt wurde, senkt man im Aargau den entsprechenden Richtwert. Im Kanton Thurgau hat man schon vor zwei Jahren ein Moratorium erlassen. Auch in Solothurn könnte es zu Überkapazitäten kommen, wie eine neue Studie zeigt. Es gebe zwar immer mehr Senioren, die 80 Jahre und älter werden. Doch diese Senioren bleiben länger rüstig und können länger in der eigenen Wohnung bleiben. Das Durch-

schnittsalter beim Eintritt in eine Pflegeinstitution beträgt 85 Jahre bei den Frauen und 81 Jahre bei den Männern. Der Eintritt in ein Pflegeheim erfolgt heute erst, wenn die Pflege zuhause gar nicht mehr möglich ist.

Neue Zürcher Zeitung

Erwachsene mit einer Behinderung

Kein Numerus clausus

Mit der laufenden IV-Revision soll die Berufsausbildung besser auf die Integration der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt ausgerichtet werden. «insieme schweiz» begrüsst diese Stossrichtung. Allerdings dürfe dies nicht dazu führen, dass Jugendliche mit geistiger Behinderung, die stärker beeinträchtigt sind, benachteiligt werden, schreibt die Schweizerische Vereinigung der Elternvereine für Menschen mit einer geistigen Behinderung in einer Medienmitteilung. Die vorgeschlagenen Gesetzesänderungen bergen nach Ansicht von insieme das Risiko, dass gerade bei dieser Gruppe die Berufsausbildung abgebaut statt gestärkt wird. Bereits 2011 fand ein Abbau statt. Jugendlichen mit einer Behinderung wird nur dann eine zweijährige Anlehre gewährt, wenn eine Aussicht besteht, dass sie danach eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt finden. Da Menschen mit geistiger Behinderung bei der Arbeit eine intensivere Begleitung und Betreuung benötigen als andere, erfordert dies ein stärkeres Engagement der Arbeitgeber. Zurzeit gibt es zu wenige Ausbildungsplätze im ersten Arbeitsmarkt. Eine fundierte Berufsausbildung – und nicht ihr Abbau – führt zu einer besseren Integration in den Arbeitsmarkt. Deshalb fordert insieme in ihrer Stellungnahme eine Berufsausbildung für alle, auch für Jugendliche, die stärker beeinträchtigt sind. Im veränderten Artikel des Invalidenversiche-

runngesetzes erhält der Bundesrat die Kompetenz, Kriterien dafür festzulegen, welche Jugendliche welche Ausbildung machen dürfen oder eben nicht. Wenn zu diesen Kriterien gehört, dass fragwürdige Prognosen über die Arbeitsmarkttauglichkeit entscheidend sind, laufe dies faktisch auf einen Numerus clausus in der Berufsbildung hinaus, schreibt insieme schweiz. Deshalb lehnt die Vereinigung die Umformulierung dieses Artikels ab. Es dürfe nicht sein, dass eine Versicherung anstelle der Jugendlichen die Berufswahl trifft und den Ausbildungsort wählt.

Richtige Ziele, zu viele Fragezeichen

Die Weiterentwicklung der Invalidenversicherung (IV) setzt den Fokus auf die berufliche Eingliederung junger Menschen und von Personen mit psychischen Beeinträchtigungen. «Inclusion Handicap» unterstützt diese Stossrichtung uneingeschränkt. Allerdings überzeugten nicht alle Vorschläge des Bundesrats. «Im Zentrum steht die Frage, ob Menschen mit Behinderungen wirklich eine Stelle finden und diese langfristig behalten können. Deshalb müssen die beruflichen Eingliederungsmassnahmen einer echten Wirkungskontrolle unterstehen», sagt Pascale Bruderer Wyss, die Präsidentin des Dachverbands der Behindertenorganisationen. Jugendliche mit Beeinträchtigungen erhielten heute viel zu wenig Betreuung für den oft schwierigen Übergang von der Schule in den Berufsalltag. Wer wegen gesundheitlicher Probleme keine Lehrstelle oder Festanstellung finde, laufe Gefahr, sein Leben lang IV-Rente zu beziehen und an den Rand der Gesellschaft gedrängt zu werden. «Deshalb ist es richtig, dass der Bundesrat ergänzende Eingliederungsmassnahmen der IV vorschlägt. Die konkre-

Anzeige



Machen Sie uns stark, um
Kinder und Jugendliche
im Kanton Bern zu stärken!

www.projuventute-bern.ch | Spendenkonto 30-4148-0



ten Massnahmen vermögen jedoch bei Weitem nicht alle zu überzeugen», sagt Bruderer Wyss. Deshalb hat Inclusion Handicap in der Vernehmlassungsantwort zum Teil kritisch Stellung bezogen. Der Dachverband fordert, dass alte wie neue Eingliederungsmassnahmen einer echten Wirkungskontrolle unterzogen werden. Führen sie wirklich dazu, dass Menschen mit Behinderungen mittel- und langfristig eine Stelle finden? Ob die betroffenen Personen in die Sozialhilfe abrutschen, ob sie ein Jahr später noch eine Stelle haben respektive diese ihren Qualifikationen entspricht, habe die IV bis jetzt kaum interessiert. Allein der Rückgang der Renten werde als Massstab für den Erfolg beigezogen. Inclusion Handicap wird sich im Rahmen der vom Parlament beschlossenen nationalen Konferenz dafür stark machen, dass die Probleme bei der Eingliederung an der Wurzel angepackt werden.

Weitere Jugendherbergen barrierefrei

Die Stiftung «Denk an mich» und die Schweizer Jugendherbergen ziehen eine positive Bilanz ihres gemeinsamen dreijährigen Projekts «Ferien – zugänglich für alle». Denk an mich macht die Schweizer Jugendherbergen hindernisfrei: Über die Hälfte der 52 Jugendherbergen in der Schweiz sind heute für Menschen mit Behinderungen barrierefrei zugänglich. Bei fünf dieser Häuser konnte die Barrierefreiheit dank der finanziellen Unterstützung der Stiftung Denk an mich realisiert werden. Fünf weitere Projekte befinden sich in Planung. Die Anzahl hindernisfreier Betten stieg seit Projektbeginn im Jahr 2013 um rund 20 Prozent. Im November 2013 lancierten die Stiftung Denk an mich und die Schweizer Jugendherbergen (SJH) das nationale Projekt «Ferien – zugänglich für alle» mit dem Ziel, das gesamte Angebot der SJH hindernisfrei zu gestalten – von der Informationsbeschaffung

im Internet bis hin zu den Betrieben. «Hindernisfreiheit wird oft fälschlicherweise nur mit dem Bau gleichgesetzt, dabei sind die Kommunikation und der Betrieb ebenso wichtige Bestandteile eines nachhaltigen Konzepts zur Barrierefreiheit», erklärt René Döbler, CEO der Schweizerischen Stiftung für Sozialtourismus, die für Bau und Unterhalt der Jugendherbergen in der Schweiz verantwortlich zeichnet. Durch bauliche Massnahmen sind heute 20 Prozent mehr Betten in Jugendherbergen für Menschen mit Behinderungen barrierefrei zugänglich. Fünf weitere Bauprojekte mit finanzieller Unterstützung der Stiftung Denk an mich befinden sich in Planung.

Anzeige

ZERTIFIZIERT FÜR HOHE QUALITÄT:

Q
Publikation2016

Das Gütesiegel für Qualität

- Etabliert und anerkannt mit fokussierter Leserschaft
- Inhaltlich kompetent und publizistisch unabhängig
- Werbung ohne Streuverlust



SCHWEIZER MEDIEN
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA



WWW.Q-PUBLIKATIONEN.CH

Rechtsschutzversicherungen für Heime und Institutionen

Sicherheit für alle Fälle

Der Betriebsalltag in Heimen und Institutionen ist ausgesprochen anforderungsreich. Für das Bewältigen ausserordentlicher Ereignisse mit eventuell unerwünschten rechtlichen Konsequenzen bleibt kaum Zeit. Eine auf die konkreten Bedürfnisse ausgerichtete Rechtsschutzversicherung kann Abhilfe schaffen.

So schnell entsteht das Problem

Lisa B. arbeitet seit zwei Jahren im Pflegezentrum «Bergwiese». Immer wieder hält sie sich nicht an die internen Pflegegerichtlinien. Dafür wird sie von Ihrer Vorgesetzten ermahnt. Nach einer weiteren Verfehlung erhält Lisa B. die Kündigung. Diese will sie nicht akzeptieren. Sie lässt sich krankschreiben und droht mit dem Arbeitsgericht.

Susanne R. hat einen neuen Job im Behindertenheim «Mitenand». Nach ihrem Austritt beim bisherigen Arbeitgeber konfrontiert sie diesen mit vielen Überstunden und einer hohen Lohnnachforderung.

Die Ehefrau von Martin S. muss ins Alters- und Pflegeheim «Maienrisli» eintreten. Martin S. ist mit der Pflege seiner Frau überhaupt nicht zufrieden. Er schreibt dazu einen Leserbrief im Lokalblatt. Zudem macht er das «Maienrisli» und seine Mitarbeitenden über eine Social Media-Plattform schlecht.

Peter M. arbeitet als Chauffeur im Wohnheim «Sonnenhügel» und wird in einen Verkehrsunfall verwickelt. Gegenüber der Polizei beteuert er seine Unschuld. Das Verschulden kann nicht geklärt werden. Trotzdem wird er von der Polizei verzeigt.

Und so sieht die Lösung dank Rechtsschutz aus

Die vier Beispiele machen deutlich, wie schnell die Führung von Heimen und Institutionen aufgrund von Ereignissen mit möglichen rechtlichen Folgen zusätzlich belastet werden



kann. Die Erfahrung zeigt, dass es sich vielfach um arbeitsrechtliche Auseinandersetzungen handelt. Gerade solche lassen sich meistens nicht mit einem Telefongespräch oder einer E-Mail aus der Welt schaffen. Aber auch Rechtsfälle aus anderen Bereichen belasten den Betriebsalltag. Eine auf die individuellen Bedürfnisse zugeschnittene Rechtsschutzversicherung bringt die notwendige Entlastung, wie die vier Beispiele zeigen:

Lisa B. erhält ein Schreiben von der Rechtsschutzversicherung. Durch diese Intervention und den Vorschlag, ihre Krankschreibung durch einen Vertrauensarzt überprüfen zu lassen, verzichtet Lisa B. auf weitere Schritte gegen das Pflegezentrum «Bergwiese».

Die Rechtsschutzversicherung nimmt die Interessen des Behindertenheims «Mitenand» wahr und kontaktiert Susanne R. Im Zuge der Verhandlungen mit ihr erreicht die Rechtsschutzversicherung eine für das Behindertenheim akzeptable Lösung.

Martin S. bekommt von der Rechtsschutzversicherung einen eingeschriebenen Brief. Darin werden ihm rechtliche Konsequenzen angedroht, sollte er die Einträge auf der Social Media Plattform nicht löschen oder sein Vorgehen weiterführen.

Zum Unfall von Peter M. gibt die Rechtsschutzversicherung ein unfallanalytisches Gutachten in Auftrag, welches die Unschuld des Chauffeurs beweist. Das Strafverfahren wird eingestellt.

In all diesen Fällen hat die Rechtsschutzversicherung die rechtlichen Interessen des einzelnen Heims zielführend wahrgenommen, von Aufwand und Umtrieben befreit, vor Ärger bewahrt und die anfallenden Kosten übernommen.

Heime und Institutionen sind wie Unternehmen mit stetig wachsenden inner- und ausserbetrieblichen Risiken konfrontiert. Der zunehmende Kostendruck erfordert ein bestmögliches Abdecken aller Risiken zu möglichst günstigen Prämien. Das umfassende Rechtsschutzpaket kostet nur 0.25 Promille der AHV-Lohnsumme und weist damit ein ausgezeichnetes Preis-Leistungsverhältnis auf.

Die systematische Prüfung und kostengünstige Bewältigung der Risiken sind anspruchsvolle Aufgaben, die nicht dem Zufall überlassen werden sollten. Sie erfordern versicherungstechnisches Wissen und umfassende Marktkenntnisse.

Unsere Partner



NEUTRASS-RESIDENZ AG
Herr Roger Lehmann
6343 Rotkreuz
Tel. 041 799 84 22
roger.lehmann@neutrass-residenz.ch



Funk Insurance Brokers
Herr Heinz Keller
3073 Gümligen
Tel. 058 311 02 08
heinz.keller@funk-gruppe.ch

CURAVIVA.CH

VERSICHERUNGSDIENST

Verband Heime und Institutionen Schweiz
Zieglerstrasse, Postfach 1003
CH-3000 Bern 14
Telefon 031 385 33 67, Telefax 031 385 33 34
o.reding@curaviva.ch, www.curaviva.ch

Bausteine für eine effiziente Verwaltung:

lobos 3.X



LOBOS Informatik AG

Auenstrasse 4
8600 Dübendorf

Airport-Business-Center 64
3123 Belp

Tel. 044 825 77 77
info@lobos.ch
www.lobos.ch

Unsere Software Lobos 3.X bietet die grösste Modulvielfalt, und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Know-how – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.

Wenn Sie wissen möchten, was mit uns und unseren Bausteinen alles möglich ist, fragen Sie uns oder unsere Kunden. Eine umfangreiche Referenzliste für den Branchenprimus Lobos 3.X finden Sie unter lobos.ch im Internet.